Wiener Stadt-Bibliothek.
163349 Jb

Wiener Stadt-Bibliothek.
163349 Jb

Jb 163.349

Ib 163. 349

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 552/553

Oktober 1920

I

M A N U S K R I P T E

und

K O R R E K T U R B Ö G E N

vor dem Umbruch

H. I. N.
176. 678

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

I. M a n u s k r i p t e (in Klammern Titel der gedruckten Fassung)

1. Die Riesentanne ..... Bl. 1 - 5
2. (Die Gefährten) ..... 6 - 13
3. Der Gott des Lachens ..... 14 - 21
4. Notizen ..... 22 - 28

II. K o r r e k t u r b ö g e n vor dem Umbruch

1. Die Riesentanne ..... 29 - 32
2. Die Gefährten, 1. Fassung (+ 1 Seite Mskpt) ..... 33 - 39
   2. " (+ 2 Seiten Mskpt.) ... 40 - 47
   3. " ..... 48 - 54
   4. " ..... 55 - 61
3. Der Gott des Lachens (+ 2 Seiten Manskpt.) ..... 62 - 71
4. Notizen (von einzelnen mehrere Korrekturen) ..... 72 - 84

WIENER STADTBIBLIOTHEK

=

I. Die Eisenbahnen ..... Bd. I - 8

2. (Die Seehäfen) ..... 6 - 13

3. Der Bau der Kanäle ..... 14 - 21

4. Dotieren ..... 22 - 28

II. Forschungsreisen vor dem Jahre

1. Die Eisenbahnen ..... 29 - 32

2. Die Seehäfen, 1. Band (+ 1 Seite Karte) ..... 33 - 39

2. " " (+ 2 Seiten Karte.) ... 40 - 47

3. " ..... 48 - 54

4. " ..... 55 - 61

5. Der Bau der Kanäle (+ 2 Seiten Kunstbl.) ..... 62 - 71

6. Dotieren (von einzelnen mehrere Exemplaren) ..... 72 - 84

1

Die Riesentanne

Col

(Was eine Zeitung an Bäumen verschlingt.) „Was die Natur in 400 Jahren hat wachsen lassen, verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen." Diese erstaunliche Berechnung wird in einem Beitrag des „St. Hubertus" aufgestellt. Um einen Doppelzentner Papier herstellen zu können, braucht man nämlich ungefähr 62½ Kilogramm Holzstoff. Aus einem Kubikmeter Holz werden 10 Doppelzentner Holzstoff gewonnen. Jede Zeitungsnummer, die in einer Auflage von 100.000 Exemplaren erscheint, kostet täglich das Holz, das in einem Jahre auf einem Hektar wächst. Eine der größten Tannen des Fichtelgebirges befindet sich in Warmensteinach; sie ist 30 Meter hoch und hat einen Umfang von 5 Metern. Um sie zu umschreiten, braucht man 36 Schritte, und in einer Höhe von 1 Meter hat sie einen Umfang von 4½ Meter. Diese Riesentanne, die 400 Jahre alt ist, hat eine Stammholzmasse von 32 Kubikmetern, würde also 320 Doppelzentner Holzstoff liefern. Die Menge aber verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen zur Fabrikation ihres Druckpapiers, und so verschlingt sie also in acht Tagen, was die Natur in 400 Jahren hervorgebracht hat.

(Die größten

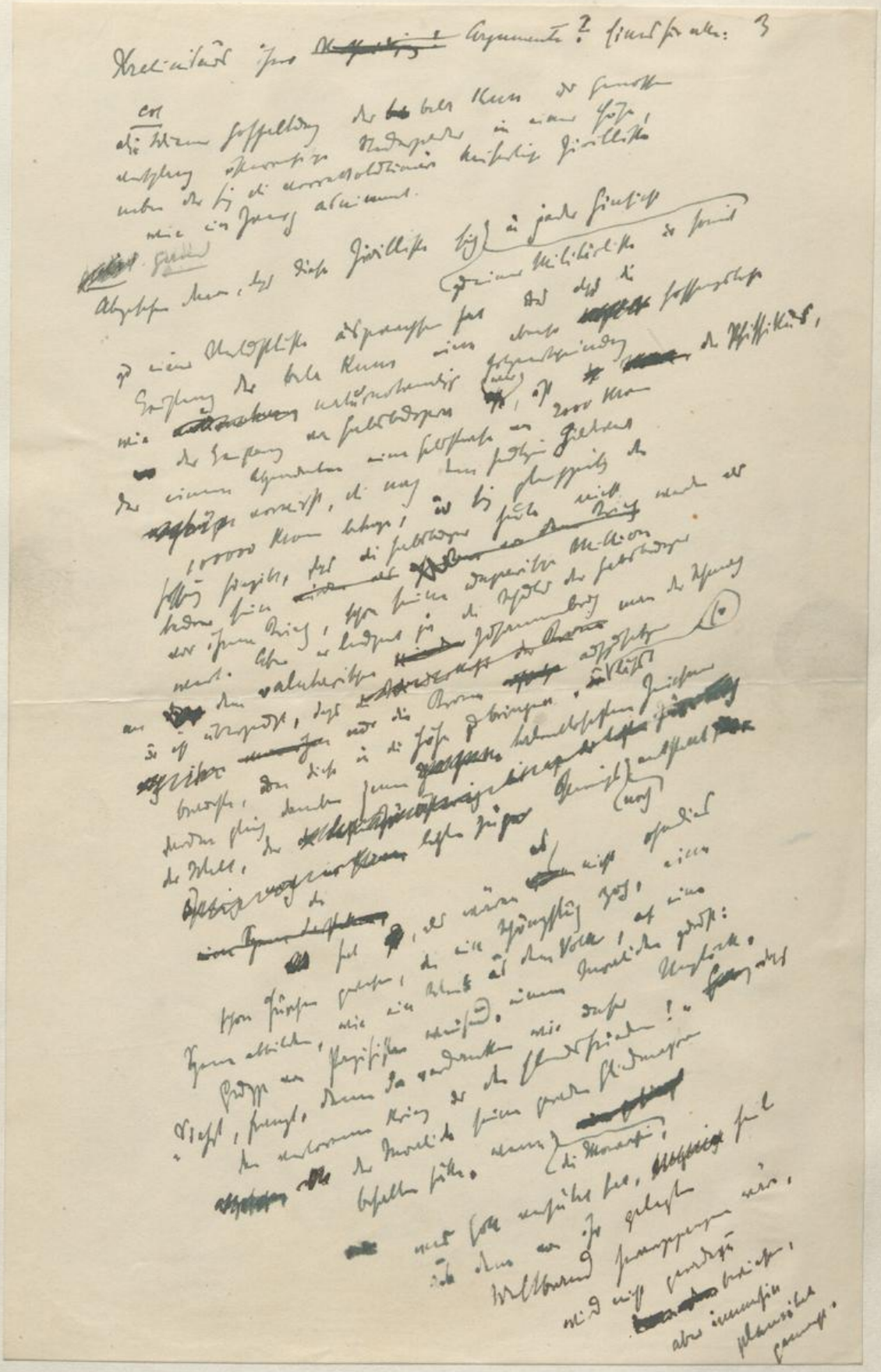
Gerad

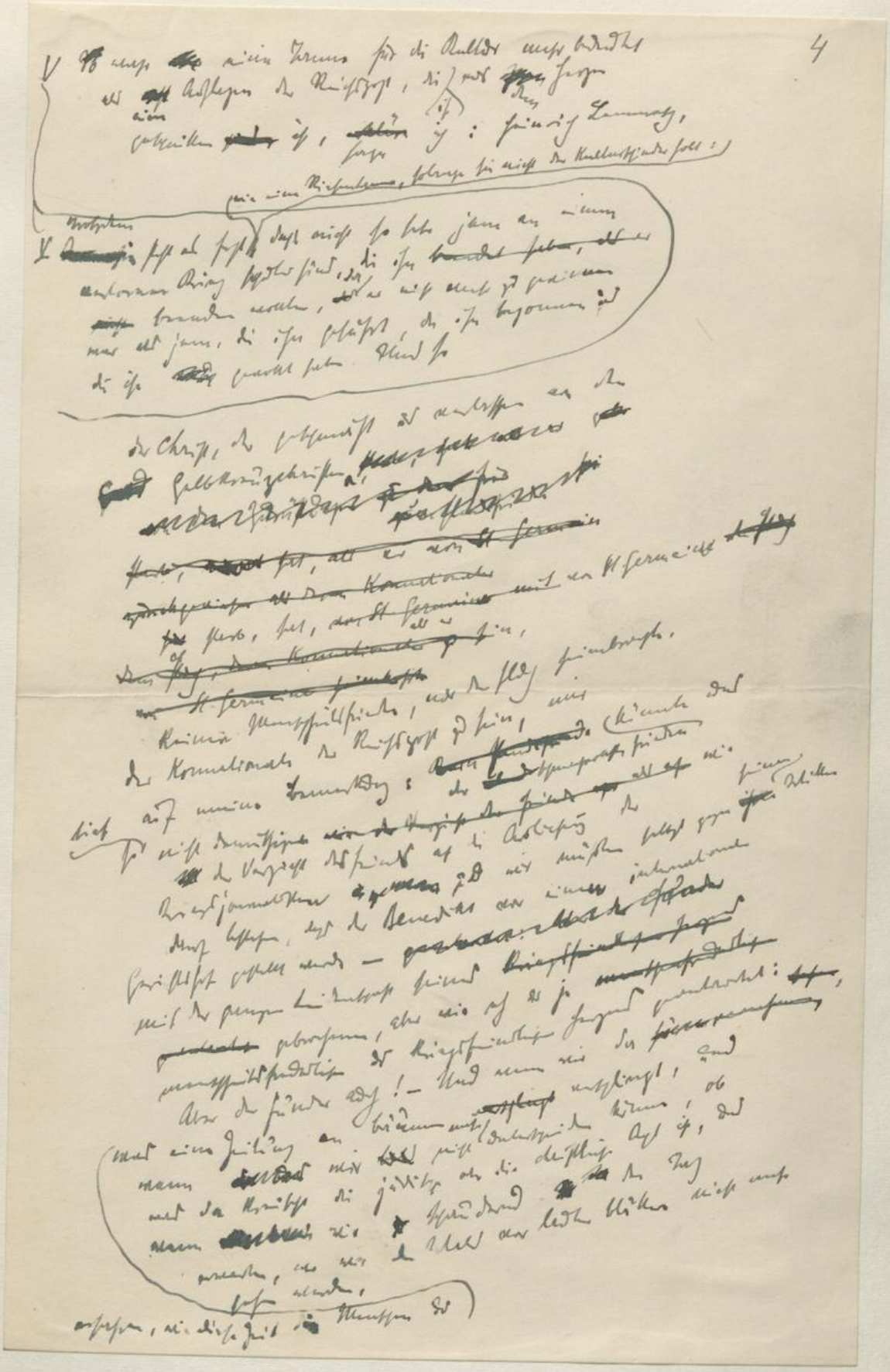
Wenn man bedenkt, daß Goethe in der Andacht eines Wunders wie es jene Tanne ist, in der Nacht vom 6. September 1780 „Über allen Gipfeln ist Ruh'" und daß die Reichspost am Abend die 2. Bahnen) das folgende geschrieben hat:

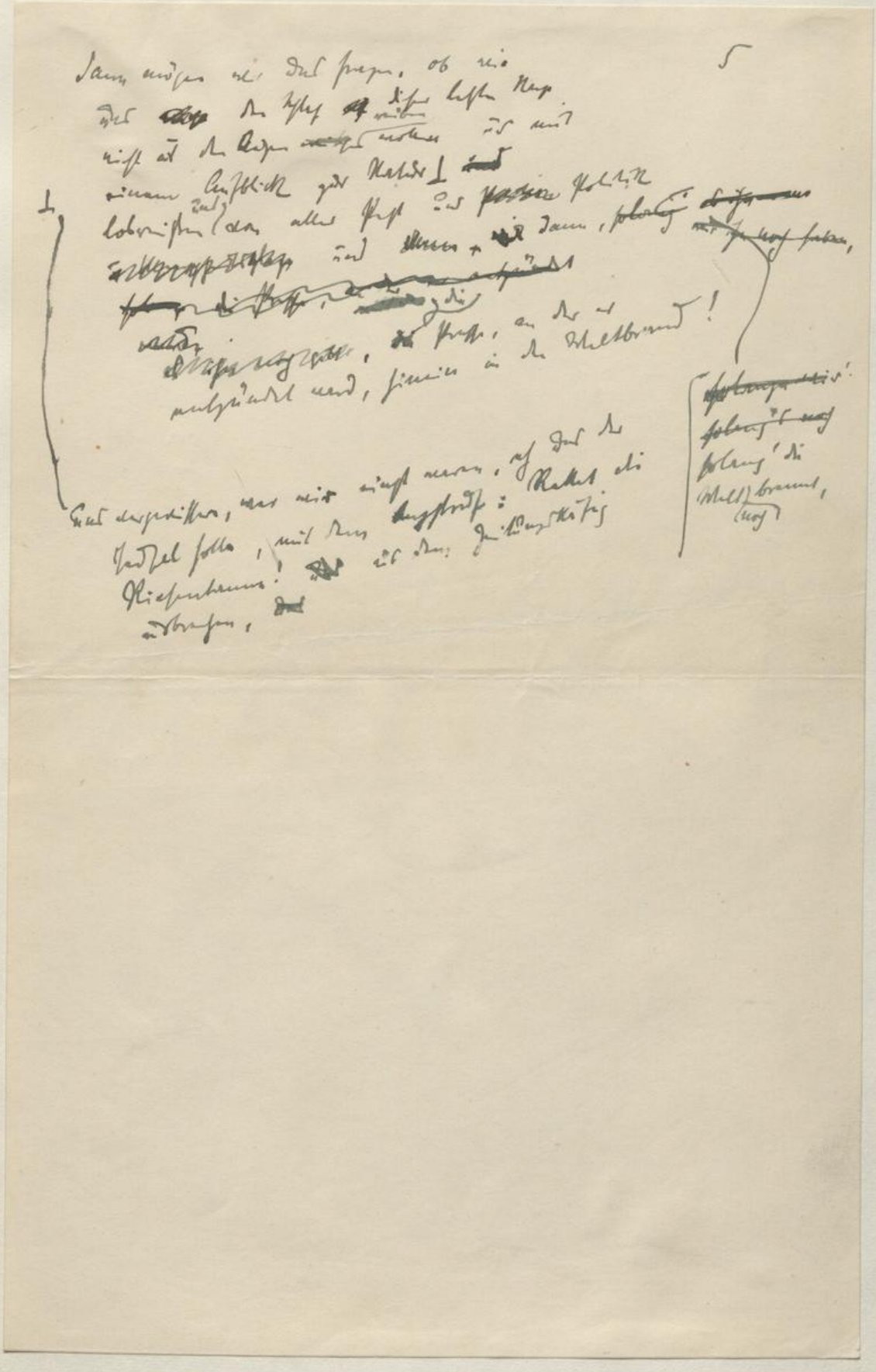
1920 Ob alle Sek' und Sud',
Redet man mit die Hund' –
Nach Äpfelchen braucht
Das Deutsche längst schon verfallen.
Werte nur, bald
Mausgeht du auch

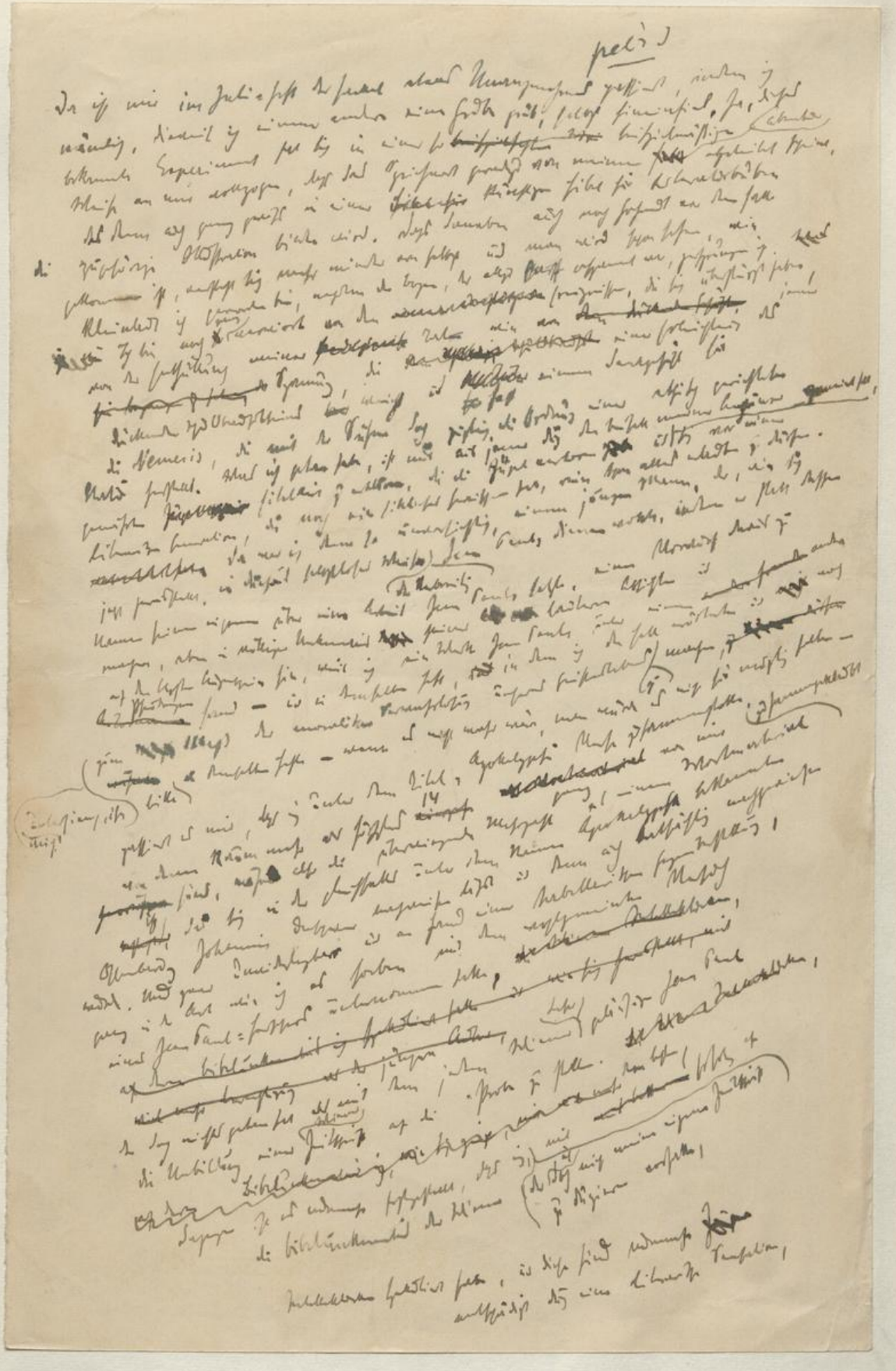
Tanne möchte man nicht nur von der Entscheidung, ob einem die Erhaltung der Tanne von Warmensteinach oder die Schöpfung von acht Tagen der Reichspost lieber ist, sprechen, sondern auch der Übergangszeit

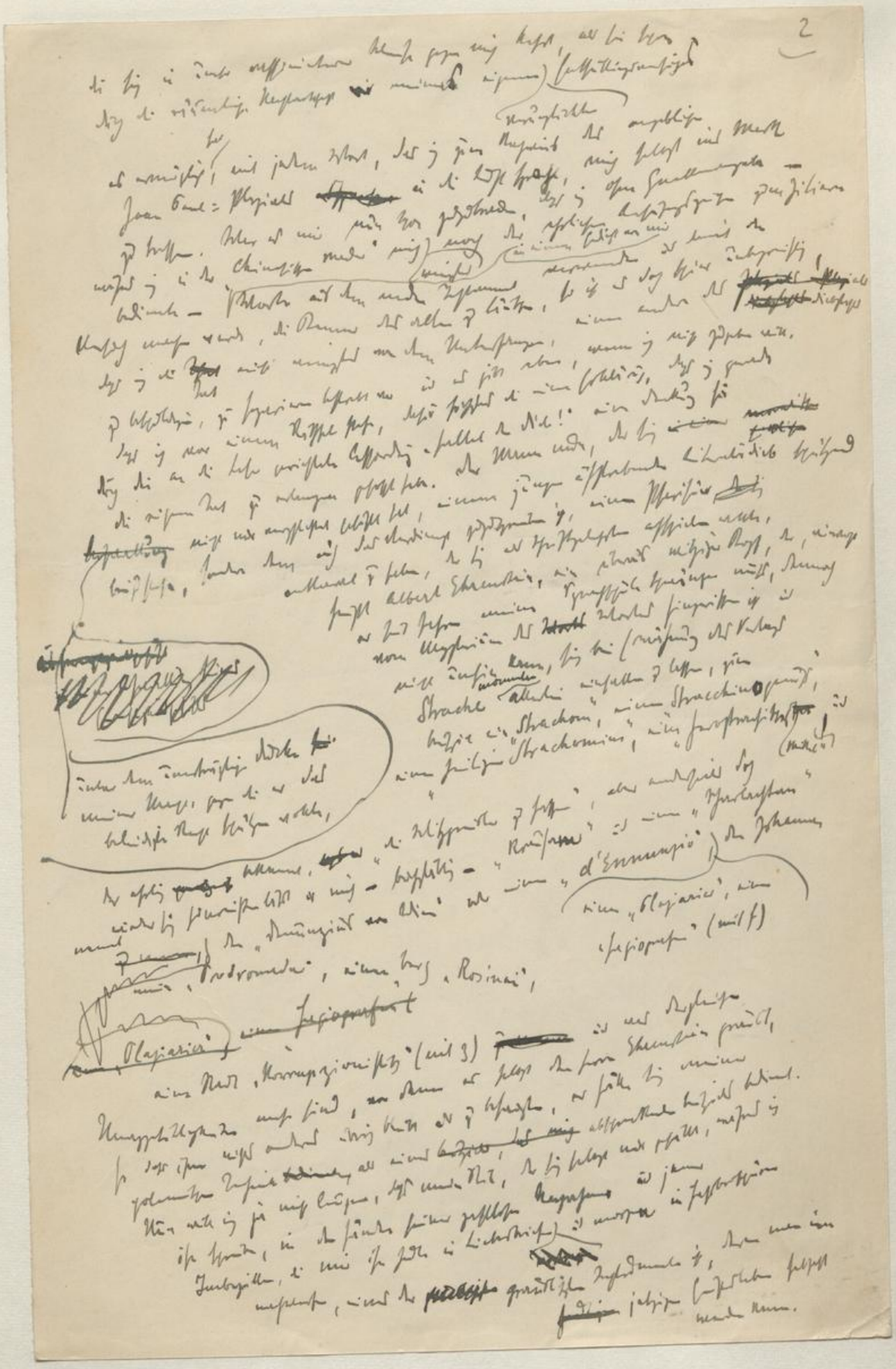
2

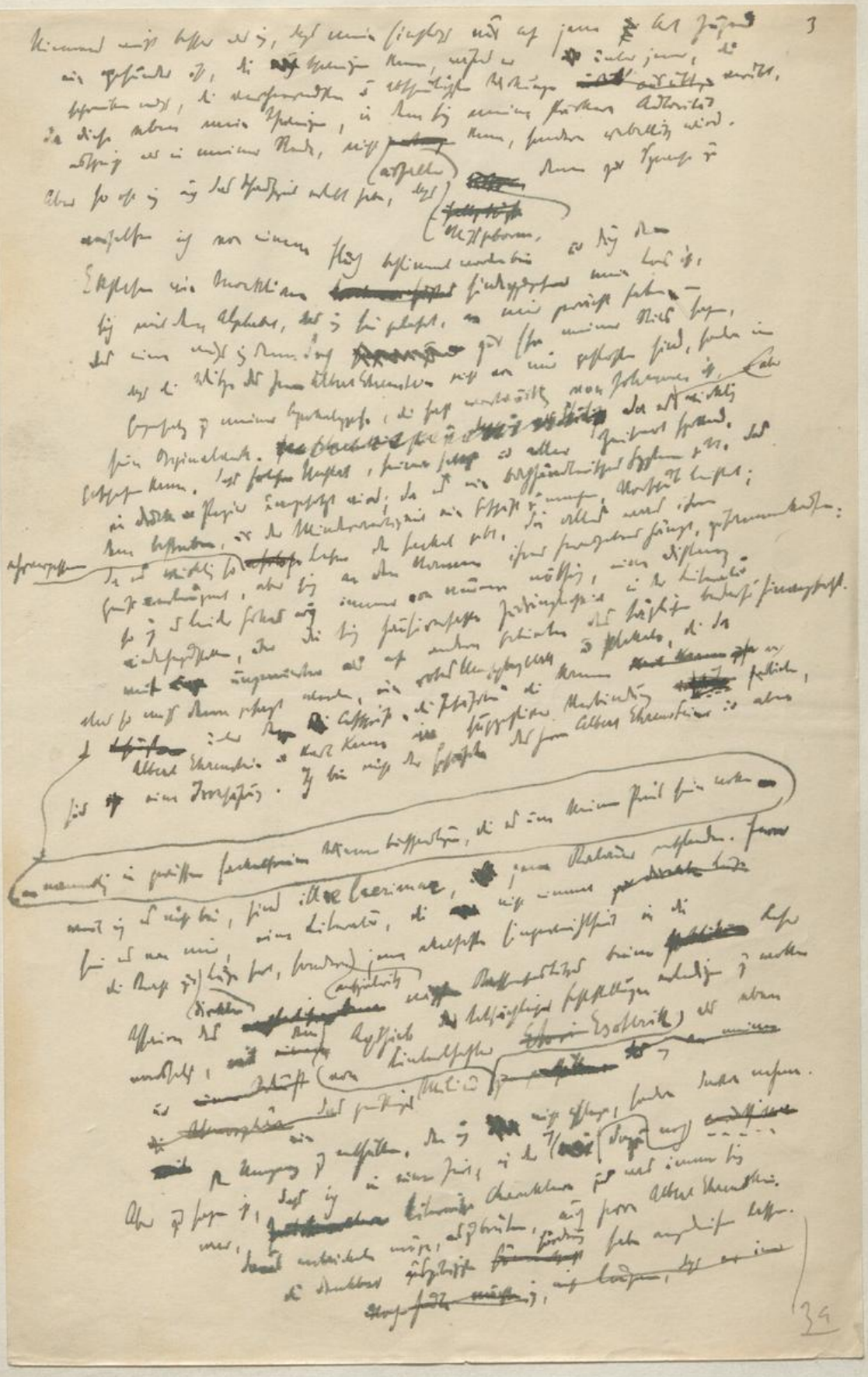


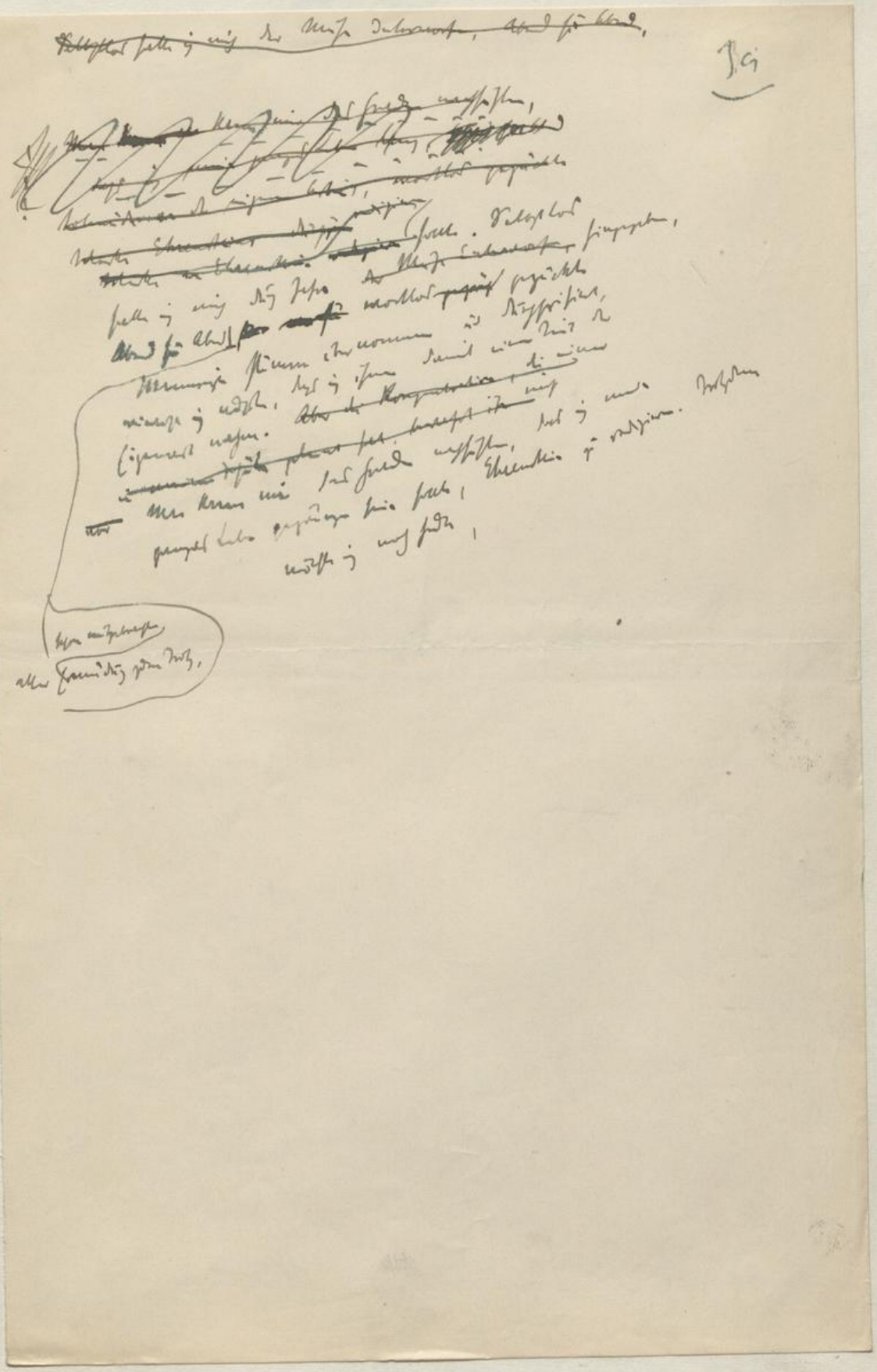


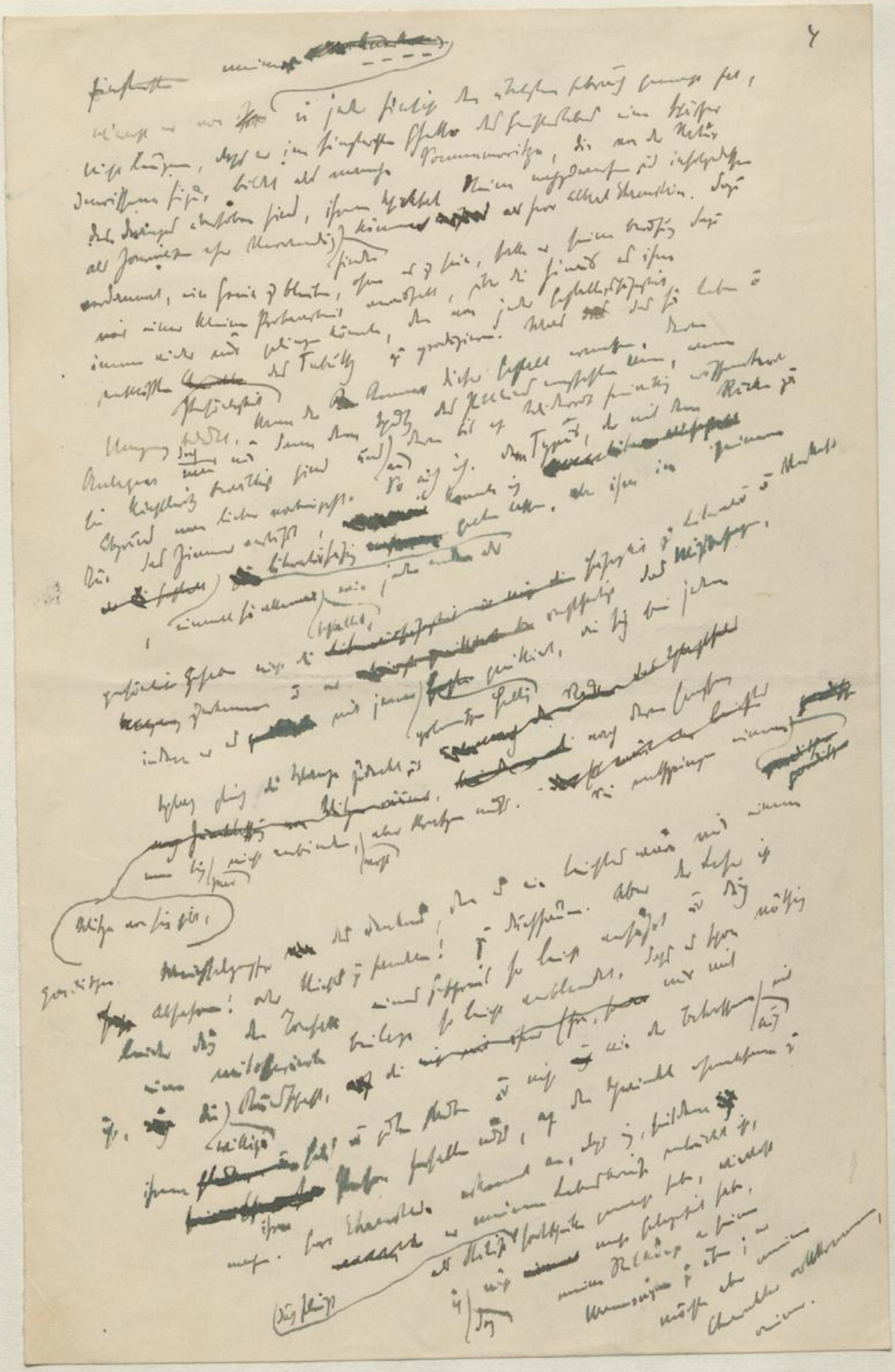


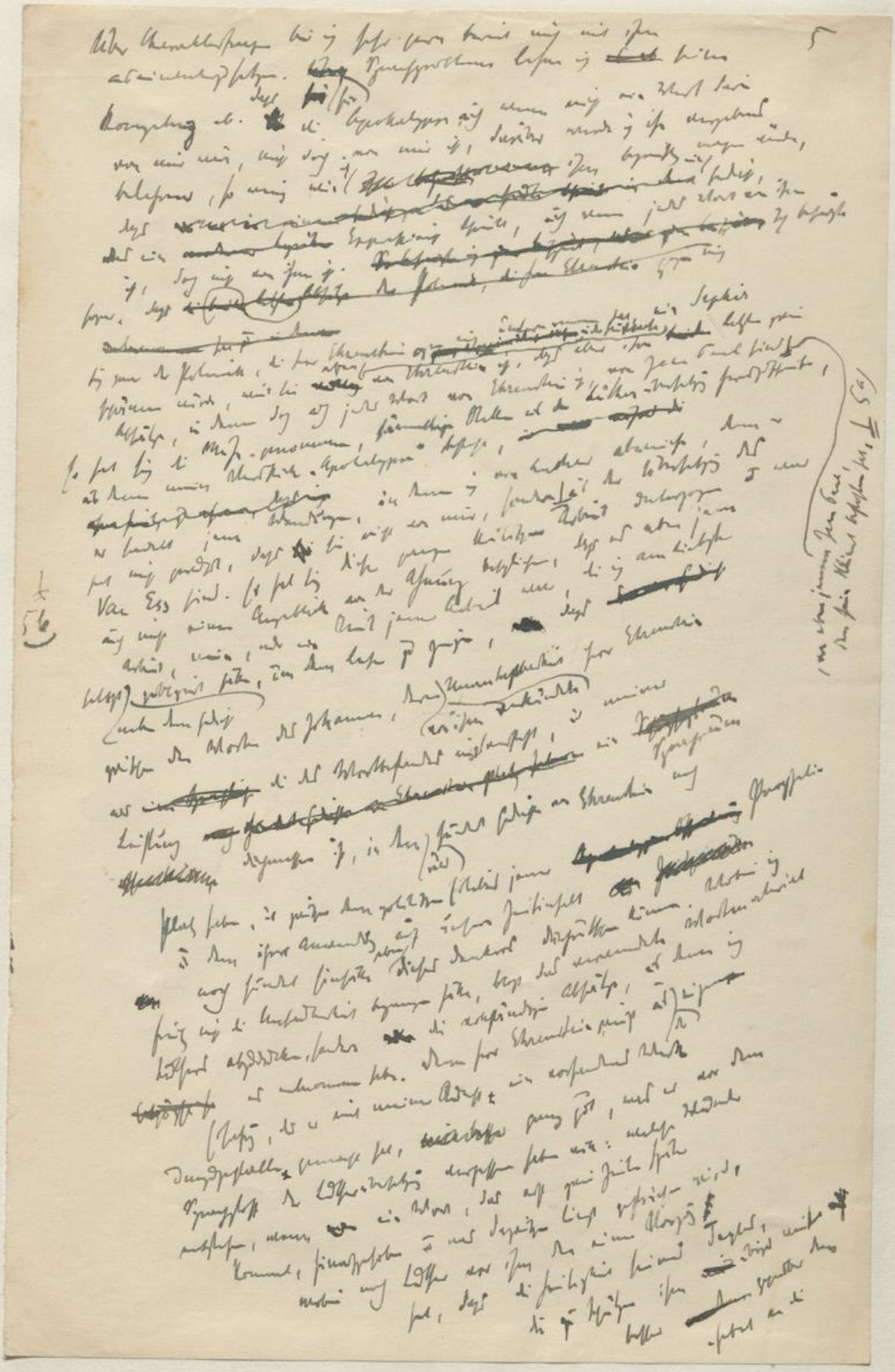


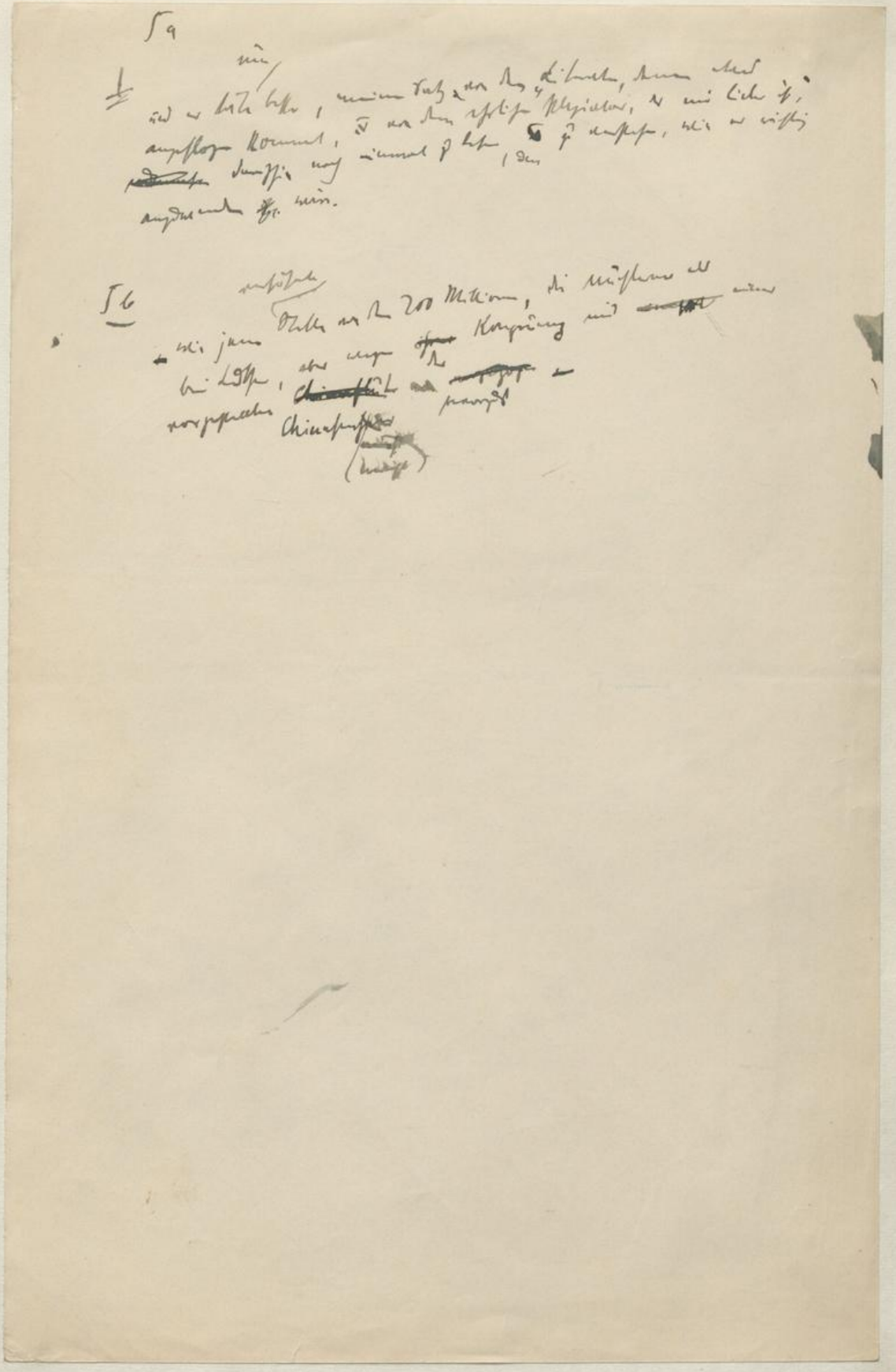


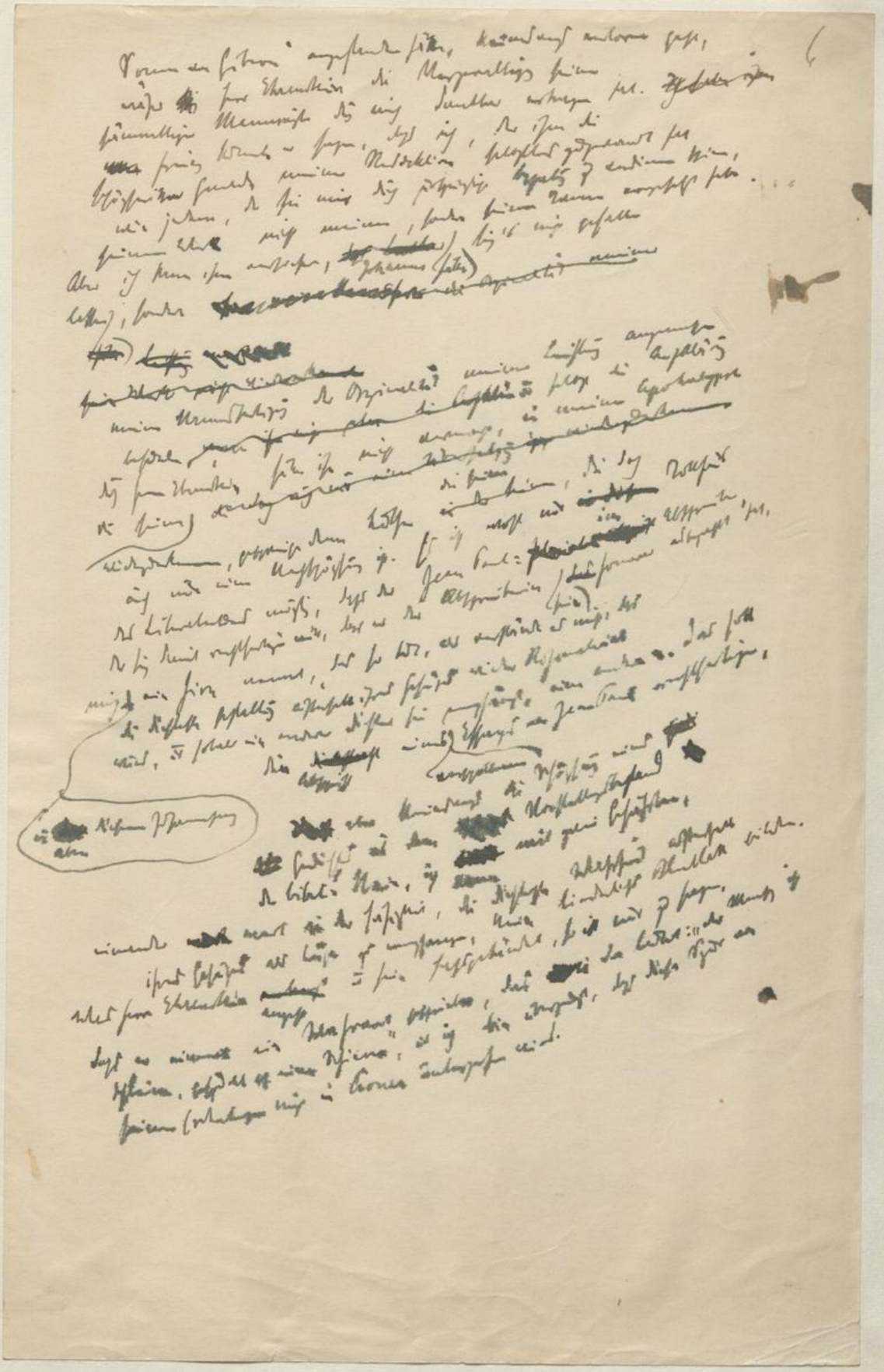




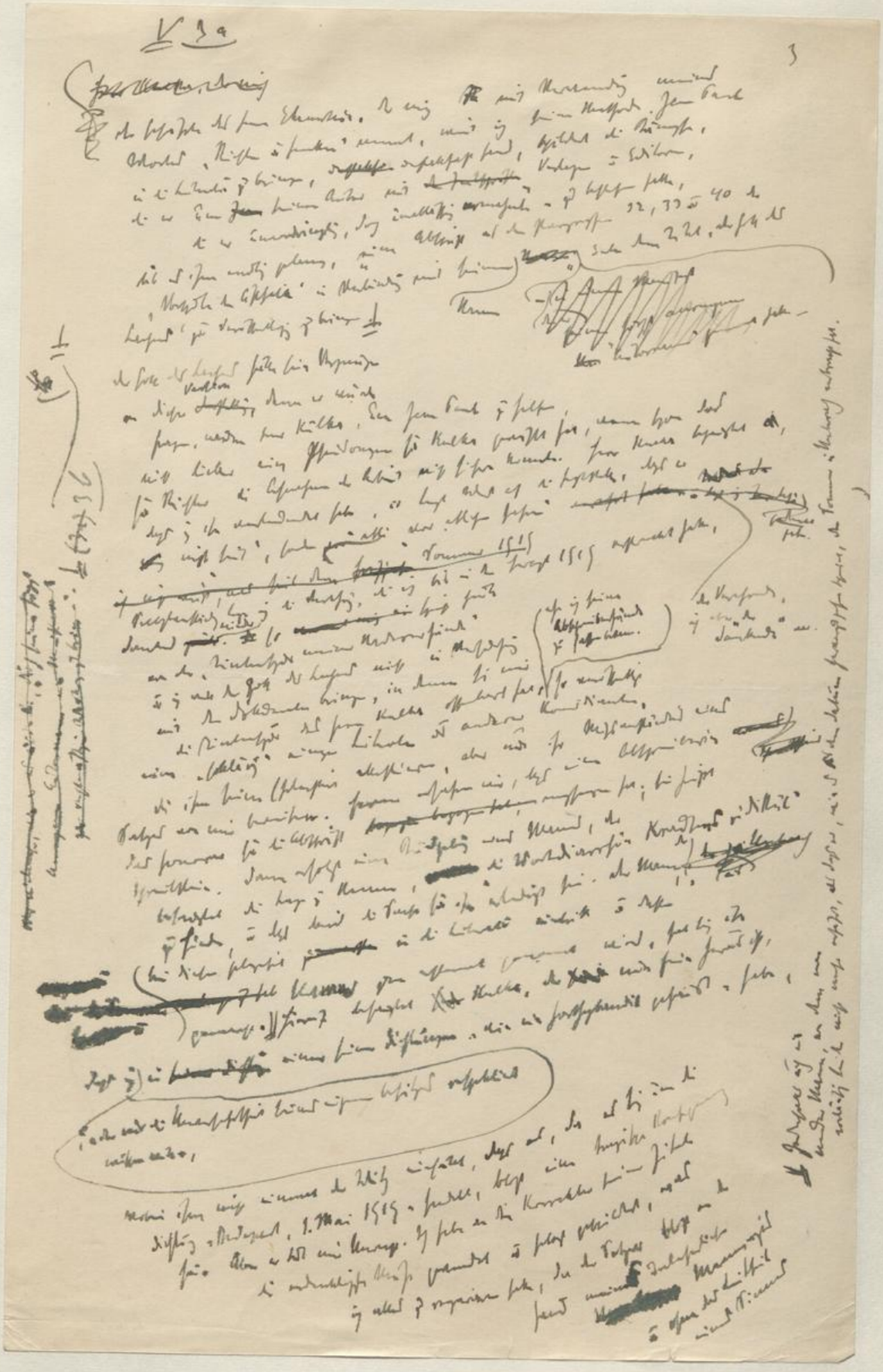


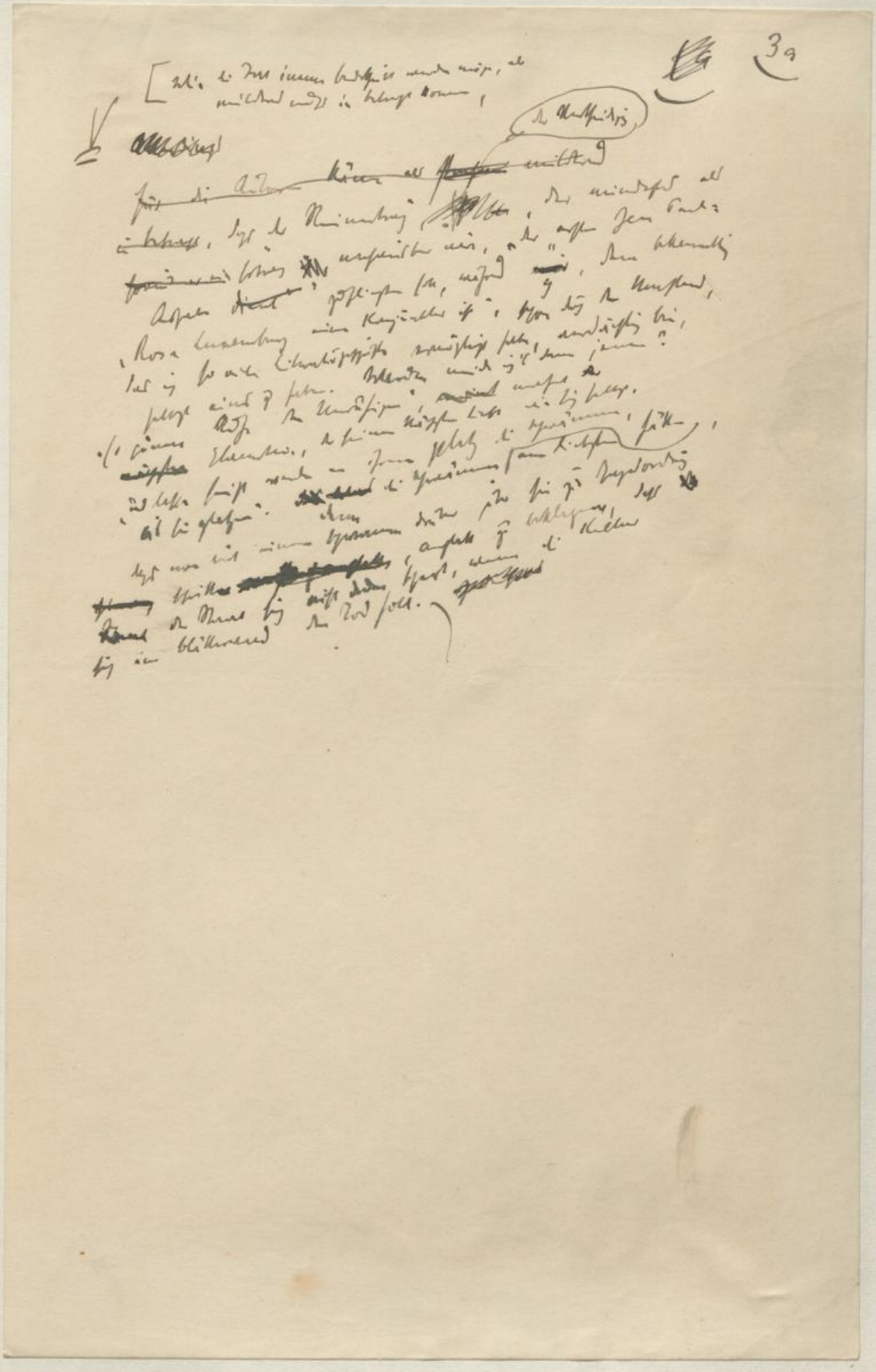


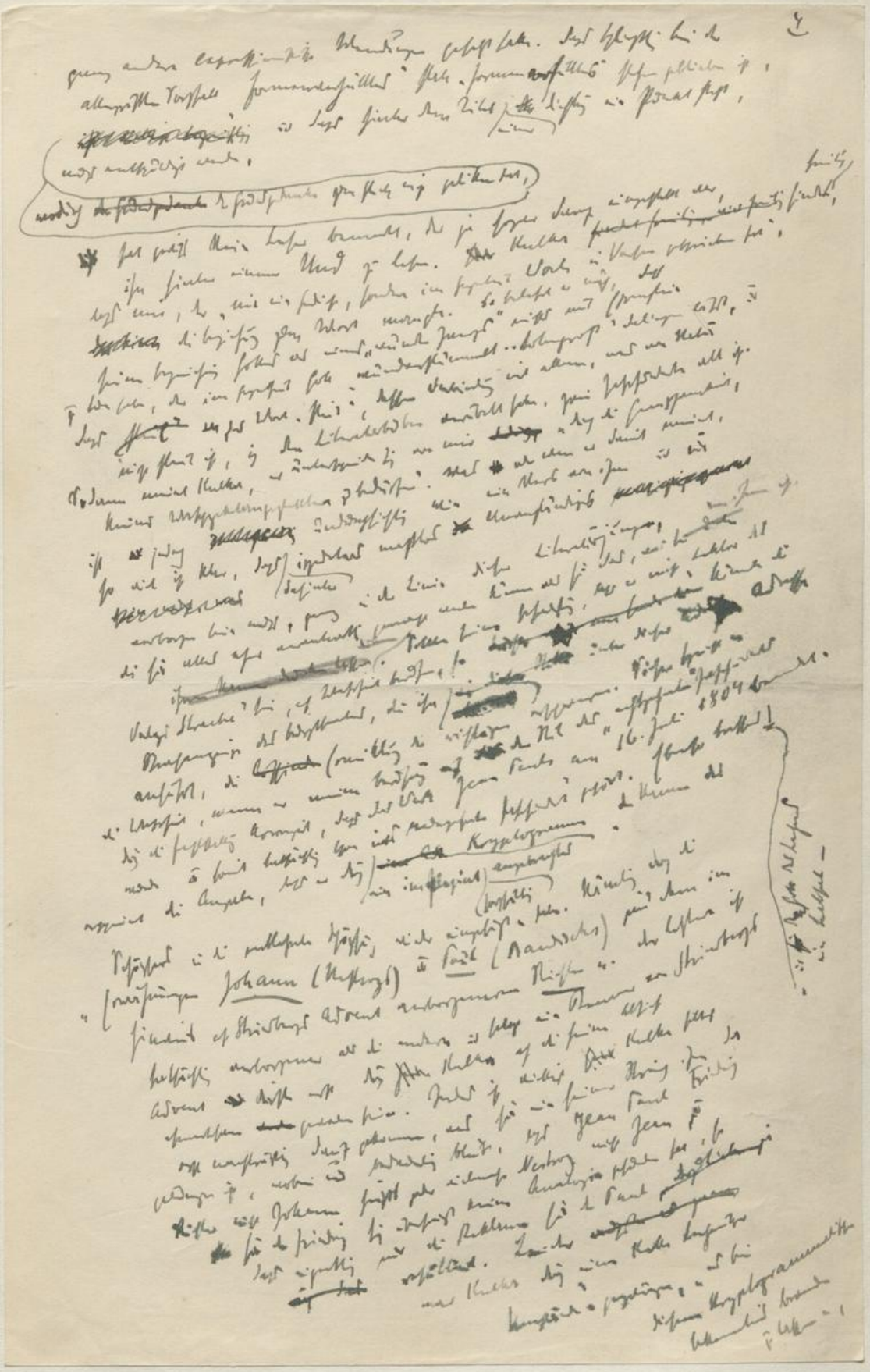


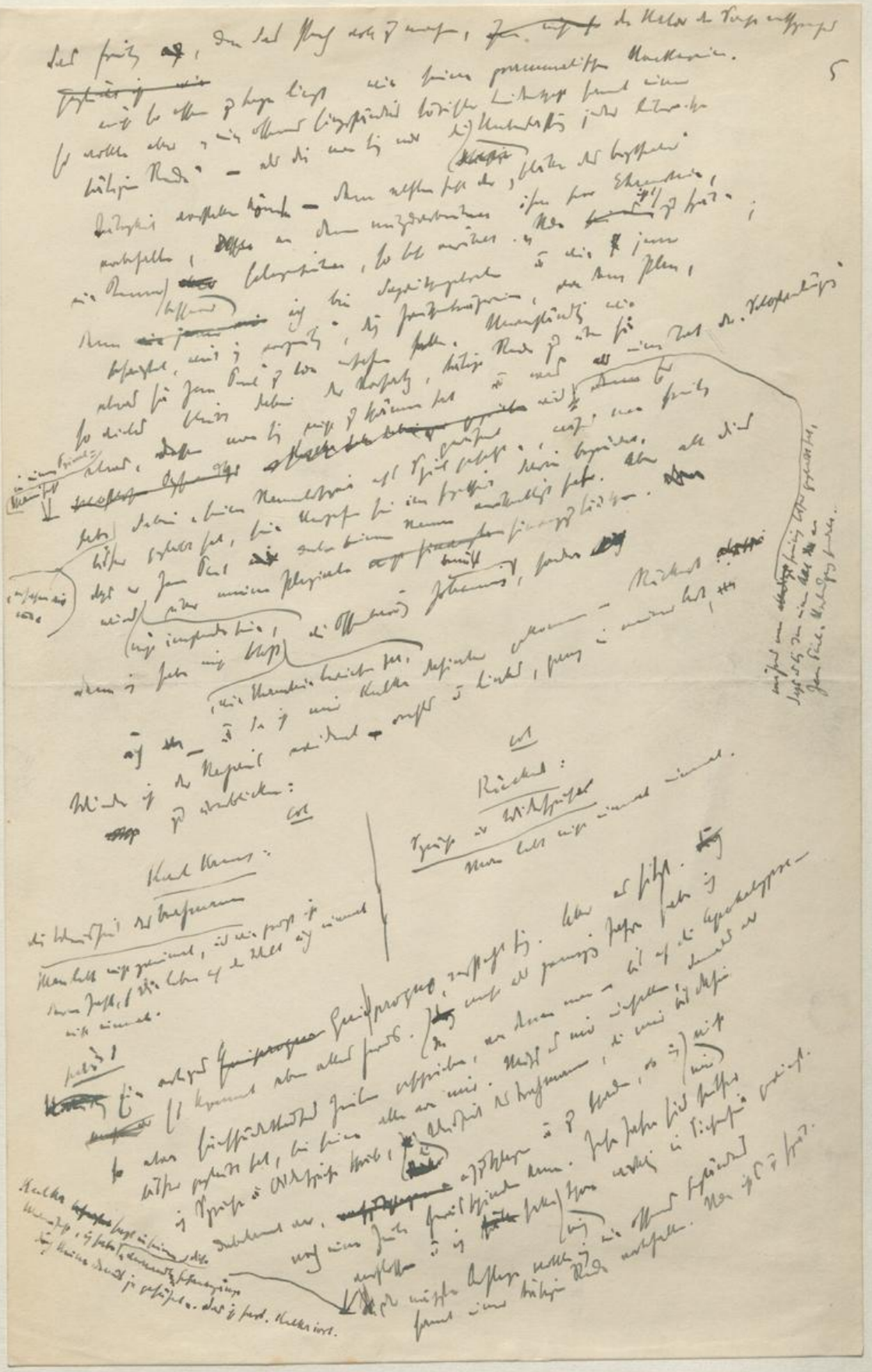


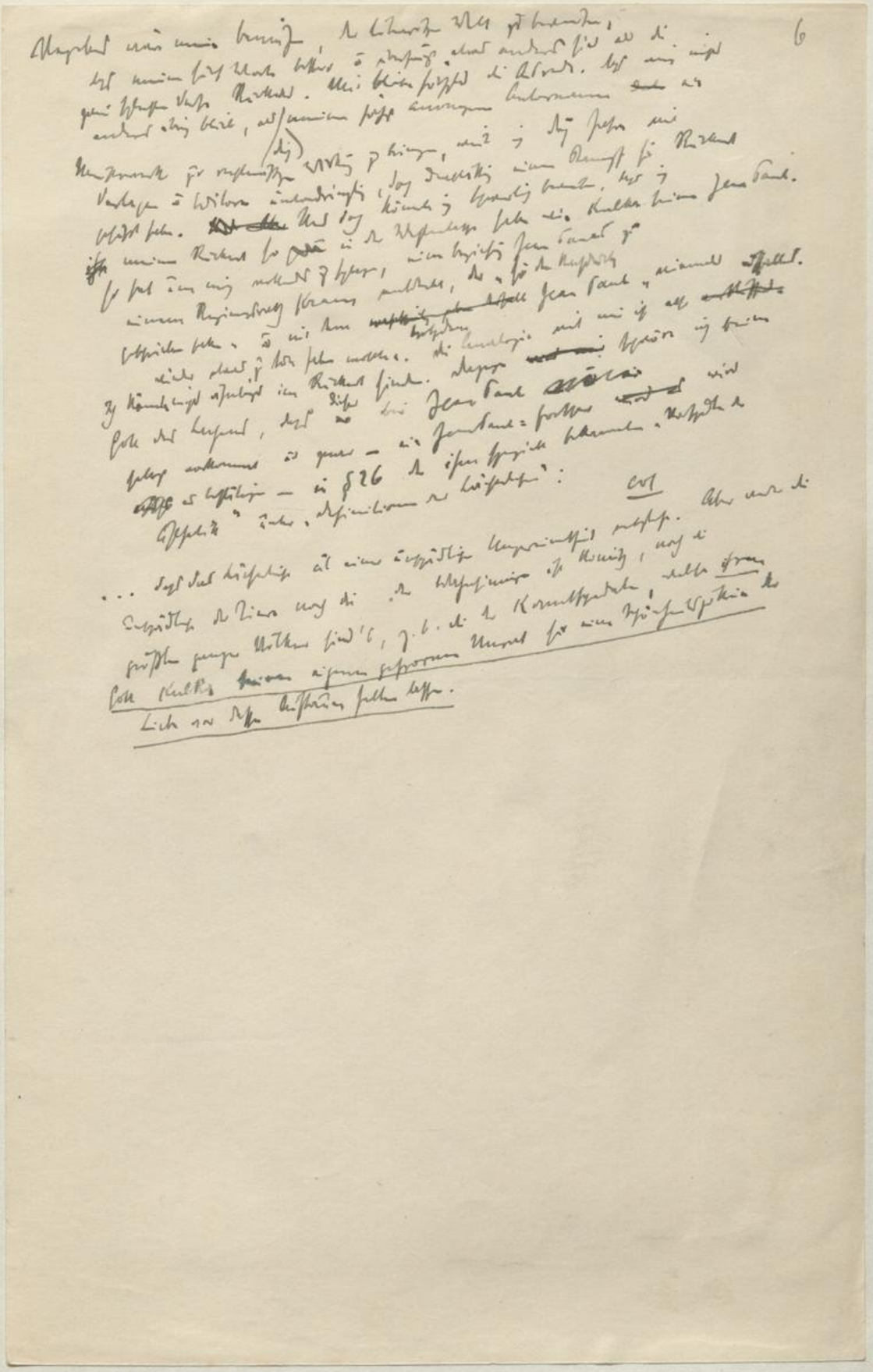
Wien, am 9. August 1920.

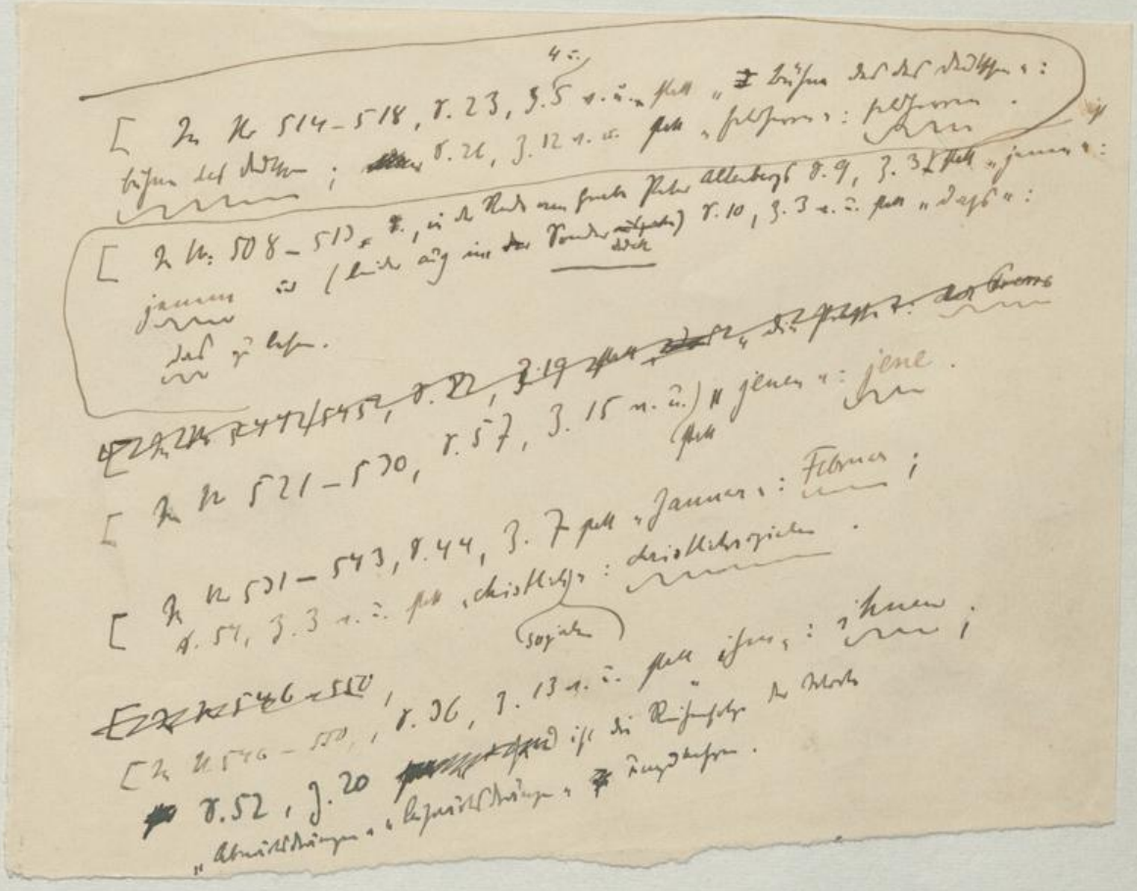












Zu Notizen:

I. [illegible] [Memoiren]. — [illegible] [illegible]

Memoiren] : [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gemeinsam ([illegible])

II. [illegible]

[illegible]

[illegible] [Memoiren]. — [illegible]

[illegible] ([illegible])

[illegible]

[illegible]

x) [illegible] T. 27

x x) [illegible] 546 – 550 [illegible] 546 – 550, T. 25 [illegible]

[illegible] Notiz vom 3. Okt.

[illegible]

[[illegible] Gemeinsam :

[illegible] 546 – 550, T. 25 [illegible]):

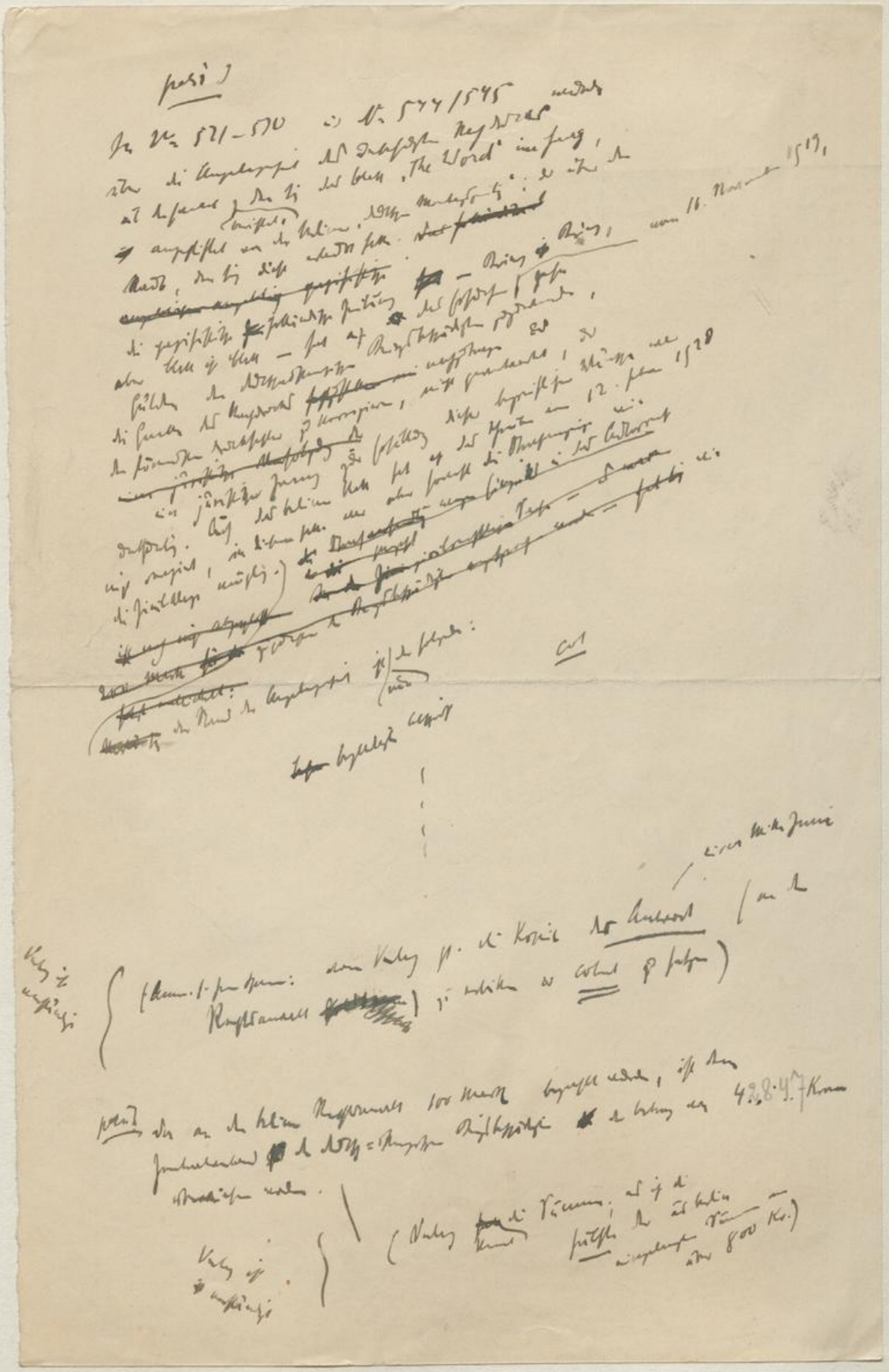
([illegible])

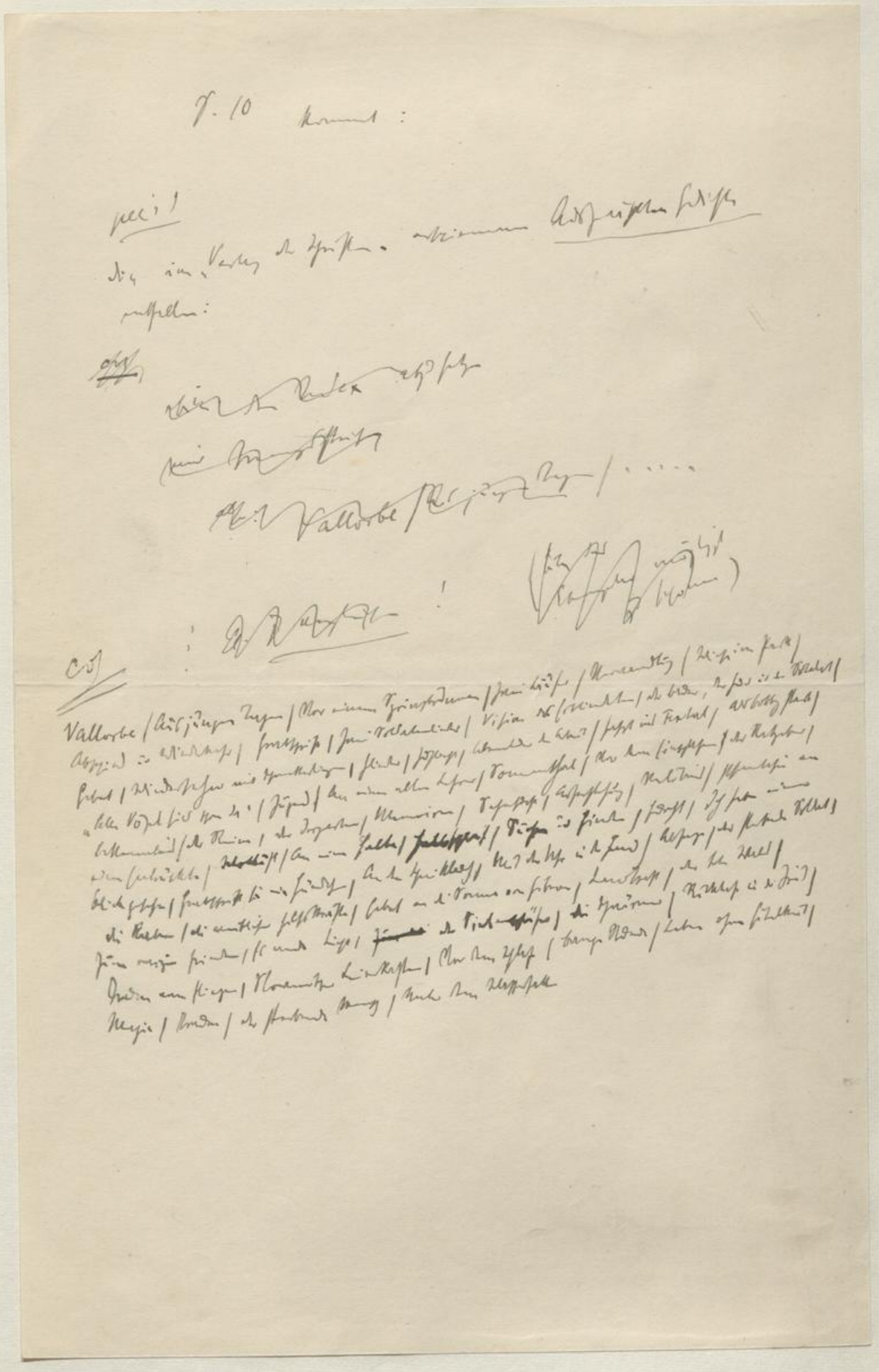
[[illegible] Regierung :]

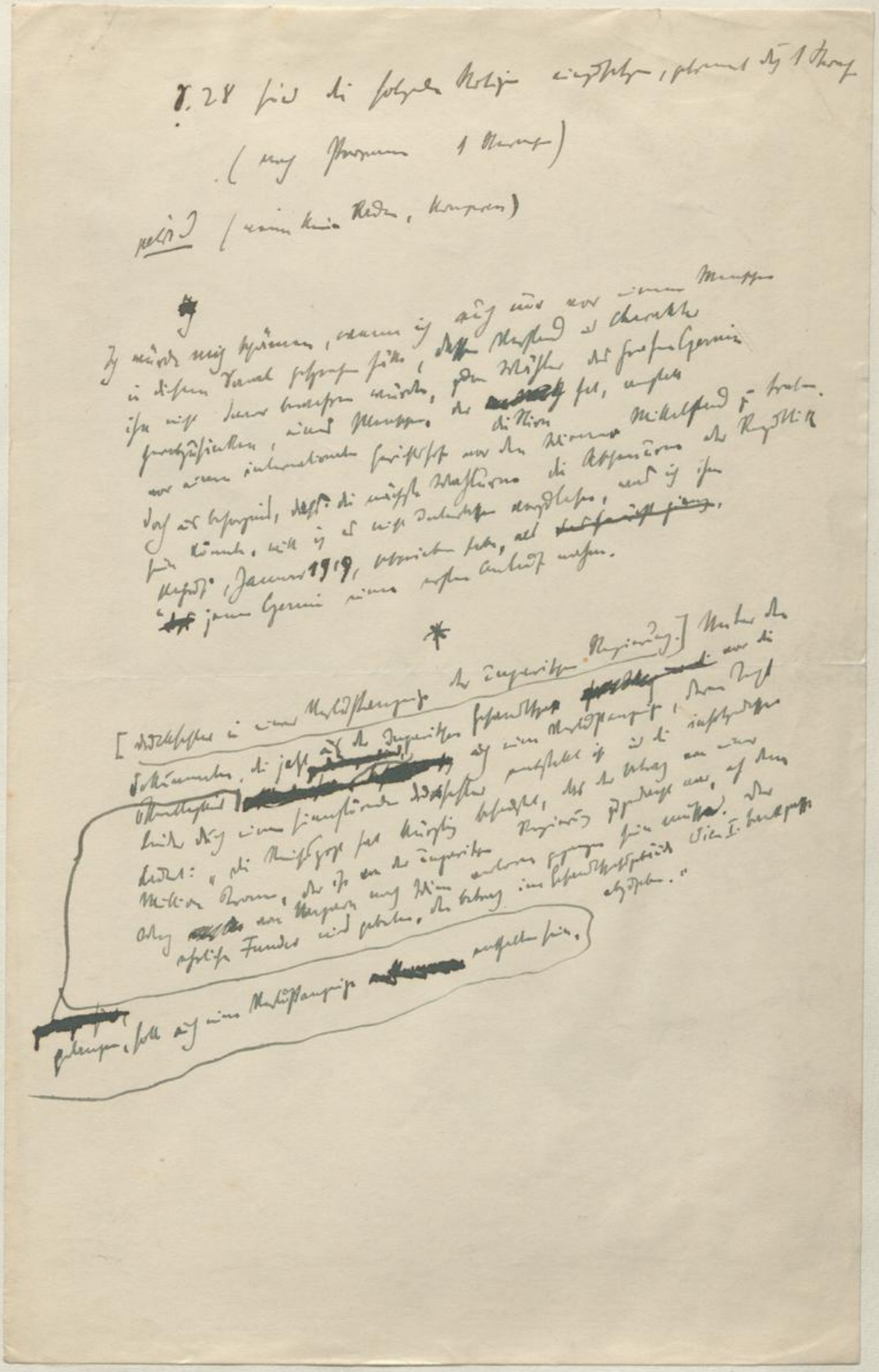
([illegible])

Cvl

In Ps: ~~[illegible]~~ 551, V. 10 ist [illegible] wirklich, mit ĕ
q̄ lesen: wirklich mit (ohne das Komma).
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], ĕ: versündigt
(ohne das Komma).







Die Riesentanne

(Was eine Zeitung an Bäumen verschlingt.) »Was die Natur in 400 Jahren hat wachsen lassen, verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen.« Diese erstaunliche Berechnung wird in einem Beitrag des ‚St. Hubertus' aufgestellt. Um einen Doppelzentner Papier herstellen zu können, braucht man ungefähr 62½ Kilogramm Holzstoff. Aus einem Kubikmeter Holz werden 10 Doppelzentner Holzstoff gewonnen. Jede Zeitungsnummer, die in einer Auflage von 100.000 Exemplaren erscheint, kostet täglich das Holz, das in einem Jahre auf einem Hektar wächst. Eine der größten Tannen im Fichtelgebirge befindet sich in Warmensteinach; sie ist 30 Meter hoch und hat einen Umfang von 5 Meter. Um sie zu umschreiten, braucht man 36 Schritte, und in einer Höhe von 1 Meter hat sie einen Umfang von 4½ Meter. Diese Riesentanne, die 400 Jahre alt ist, hat eine Stammholzmasse von 32 Kubikmeter, würde also 320 Doppelzentner Holzstoff liefern. Die Menge verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen zur Fabrikation ihres Druckpapiers, und so verschlingt sie also in acht Tagen, was die Natur in 400 Jahren hervorgebracht hat.

Wenn man bedenkt, daß Goethe in der Andacht eines Wunders wie es jene Tanne ist, in der Nacht vom 6. September 1780 »Über allen Gipfeln ist Ruh« und daß die ‚Reichspost' am Abend des 2. Oktober 1920 das Folgende geschrieben hat:

An alle Eck' und End'
Redet man mit die Händ' —
Nach östlichem Brauch.
Das Deutsche längst schon verhallte.
Warte nur, balde
Mauschelst du auch/

dann möchte man nicht nur vor der Entscheidung, ob einem die Erhaltung der Tanne von Warmensteinach oder die Schöpfung von acht Tagen der Reichspost lieber ist, schwanken, sondern auch der Überzeugung Ausdruck geben, daß ein Heuschreckenschwarm von Handeljuden nicht mehr schuld sein kann, daß das Deutsche längst schon verhallte, als ein einziger deutsch-christlicher Journalist, der vielleicht weiß, daß sein Humor Schweißfüße hat, aber nicht, daß man sie beim Betreten eines Heiligtum abzulegen hat. Ich war mein Lebtag in einem

Satz ein besserer Antisemit als diese ganze gottverlassene Bande von Zeitungschristen, die die Judenpresse um das Talent der Korruption beneiden, in zwanzig Jahrgängen. Aber wer je gezweifelt hat, daß mein Haß gegen den jüdischen Journalismus nicht Raum für eine Verachtung des christlichen habe, der war entweder ein jüdischer oder ein antisemitischer Journalist. ~~Die~~ Verächtlichkeit ist nicht allein in dem talentlosen Bestreben, die Schlechtigkeit des jüdischen Journalismus zu erreichen, begründet, sondern auch in der grenzenlosen geistigen Armut einer polemischen Haltung, die mit jedem Versuch eines Gegenbeweises den Glücksfall der Korruption erhärtet. Die giftige Stupidität, die weder einen wahren noch einen deutschen Satz zuwegebringt, ist wohl ein vernichtenderes Dokument als alle jene zusammen, die zum Nachweis des christlichsozialen Verrats an der Republik produziert wurden, und der bloße Einwand, der den Beweis eines Betrugs, der uns allen an die Gurgel geht, durch den Vertrauensmißbrauch eines Gesandtschaftsbeamten zu entwerten sucht, gehört in die Reihe von Blödmachereien, für welche man die Lettern, die sich dem Unternehmen nicht geweigert haben, ohrfeigen möchte. Was wiegt aber alle politische Verderbnis gegen die geistige Unsauberkeit, die noch am gemeinsamen Pranger der Preßkorruption den spezifisch deutsch-arischen Humor nicht verliert und aus einem dieser Sprudelgeister, die »Spadifankerl« oder »Oha heißen, Dialoge zwischen dem »Datteleben« und seinem »Moritzche« hervortönt oder das hinreißende Wort von den »Kohnnationalen«? Was bedeutet die Lüge jedes Atemzugs dieser Politik gegen den Kretinismus ihrer Argumente? Eines für alle:

Die Wiener Hofhaltung des Bela Kun und Genossen verschlang österreichische Steuergelder in einer Höhe, neben der sich die vorrevolutionäre kaiserliche Zivilliste wie ein Zwerg ausnimmt.

Abgesehen davon, daß diese Zivilliste sich zu einer Militärliste und somit in jeder Hinsicht zu einer Verlustliste ausgewachsen hat und daß die Existenz des Bela Kuns eine ebenso hoffnungslose wie naturnotwendige Folgeerscheinung der Existenz von Habsburgern war, ist der Pfiffikus, der einem Abgeordneten eine Geldstrafe von 2000 Kronen vorwirft, die nach dem heutigen Geldwert 100.000 Kronen betrage, und sich gleichzeitig der Hoffnung hingibt, daß die Habsburger heute nicht teurer sein werden als vor ihrem Krieg, schon seine ungarische Million wert. Aber er leugnet ja die Schuld der Habsburger an dem valutarischen Zusammenbruch und ist überzeugt, daß man der Schmach nur die Krone aufzusetzen brauchte, um diese in die Höhe zu bringen. Er läßt darum gleich daneben jenen talentlosesten Zeichner der Welt, der die letzten Züge Österreichs noch entstellt hat, als wären es nicht ohnedies schon Furchen gewesen, die ein Schönpflug zog, eine Szene abbilden, wie ein Weib aus dem Volk, auf eine Gruppe von Pazifisten weisend, einem Invaliden zuruft: »Siehst, Franzl, denen da verdanken wir unser Unglück, den verlorenen Krieg und den Elendsfrieden!« Daß der Invalide seine geraden Gliedmaßen behalten hätte, wenn die Monarchie, was Gott verhütet hat, heil aus dem von ihr gelegten Weltbrand hervorgegangen wäre, wird nicht geradezu bewiesen, aber immerhin plausibel gemacht. Trotzdem steht es fest wie eine Riesentanne, solange sie nicht der Kulturschinder holt: daß nicht so sehr jene an einem verlorenen Krieg schuld sind, die ihn beenden wollten, da er nicht mehr zu gewinnen war, als jene, die ihn geführt, die ihn begonnen und die ihn ~~gewollt~~ haben. Und so wahr eine Tanne für die Kultur mehr bedeutet

DIE FACKEL

Nr. 319/320 31. MÄRZ 1911 XII. JAHR

als eine Auflage der Reichspost, die ihr aus dem Herzen geschrieben ist, sage ich: Heinrich Lammasch, der Christ, der geschmäht und verlassen von den Gelbkreuzchristen starb, hat, als er von St. Germaine keinen Menschheitsfrieden, nur den Fluch heimbrachte, der Konnationale der Reichspost zu sein, mir auf meine Bemerkung: der schmachvollste Frieden könnte uns so tief nicht demütigen wie der Verzicht des Feinds auf die Auslieferung der Kriegsjournalisten und wir müßten selbst gegen seinen Willen darauf bestehen, daß der Benedikt vor einen internationalen Gerichtshof gestellt werde — mit der ganzen Leidenschaft seines gebrochenen, aber wie eh und je menschheitsfreundlichen und kriegsfeindlichen Herzens geantwortet: Aber der Funder auch! — Und wenn wir da erfahren, wie diese Zeit die Menschen und was eine Zeitung an Bäumen verschlingt, und wenn wir nicht mehr unterscheiden können, ob was da kreischt die jüdische oder die christliche Axt ist, und wenn wir schaudernd den Tag erwarten, wo wir den Wald vor lauter Blättet nicht mehr sehen werden, dann mögen wir uns fragen, ob wir uns den Schlaf dieser letzten Nacht nicht aus den Augen reiben wollen und mit einem Aufblick zur Natur uns vergewissern, wer wir einst waren, eh uns der Teufel holte, mit dem Angstruf: Rettet die Riesentanne, aus dem Zeitungskäfig ausbrechen, losreißen uns von aller Pest und Politik und dann, solang' die Welt noch brennt, die Presse, an der er entzündet ward, hinein in den Weltbrand!

DIE FACKEL

Nr. 349/350 31. MÄRZ 1911 XIII. JAHR

Glossen

Von Karl Kraus

Der kleine Pan ist tot

In Berlin wurde kürzlich das interessante Experiment gemacht, einer uninteressanten Zeitschrift dadurch auf die Beine zu helfen, daß man versicherte, der Polizeipräsident habe sich der Frau des Verlegers nähern wollen. Das Experiment mißlang, und der „Pan" ist eine als nach einer Orgie gegen Morden halbwegs Abonnenten verloren, weil er sie durch den Nachweis vergrämen wollte, daß Fürst Eulenburg homosexuell veranlagt sei. Herr Alfred Kerr, der dieses Magnet, einen einfachen Hinterhalt für die Polizei und den politischen Verband für das Geschäft zu bezeichnen, indem er einen schüchternen Versuch machte, es zu kapieren, indem er, gestützt auf die erwiesene Wahrheit, daß Emil Deinhardt die Gattin des Herrn Cassirer sei, eine bewegte Hand, in Bezug auf die Freiheit des Herrn v. Jagow aussprechen wollte. Herr Kerr ist dabei zu Schaden gekommen. Denn eine üble Sache wird dadurch nicht schmackhaft, daß man sie statt in Versalien in Interpunktionen serviert, und der Skandal ist nicht besser entlarvt, wenn sie von einem Ankläger geschildert wird, der sich selbst kompromittiert. Das dramatische Temperament [illegible] ist ja als eine wichtige Tat allmählich anerkannt, auch einer dem Polizeipräsidenten „Hand- [illegible] [illegible] Herr Kerr [illegible] [illegible] [illegible]

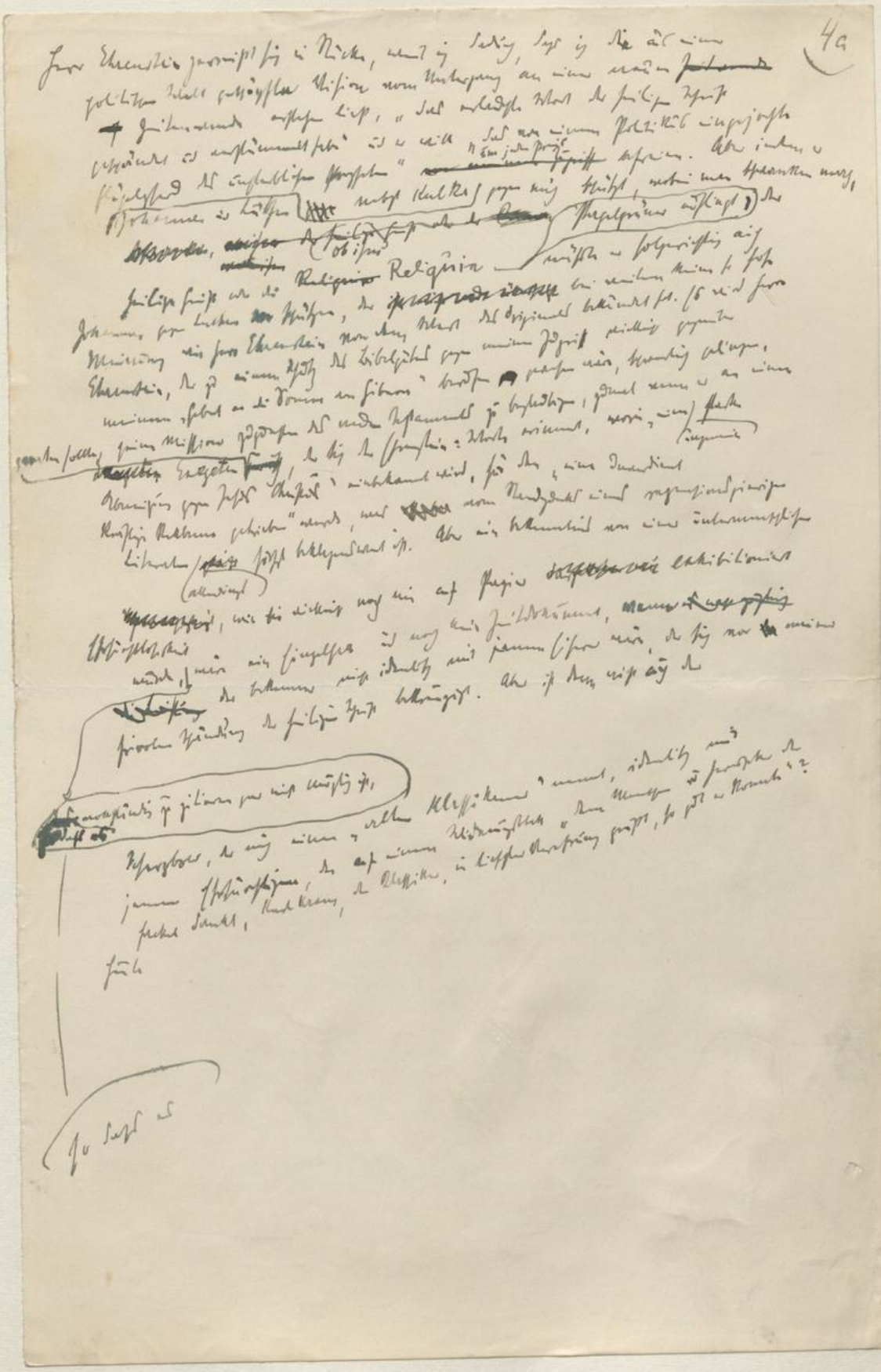
Da ist mir im Juli-Heft der Fackel etwas Unangenehmes passiert, indem ich nämlich, dieweil ich einem anderen eine Grube grub, selbst hineinfiel. Ja, dieses bekannte Experiment hat sich in einer so beispielmäßigen Weise an mir vollzogen, daß das Sprichwort geradezu von meinem Abenteuer abgeleitet scheint, das denn auch ganz gewiß in einer künftigen Fibel für Literaturbuben die zugehörige Illustration bilden wird. Daß daneben auch noch Hochmut vor dem Falle gekommen ist, versteht sich mehr minder von selbst und man wird schon sehen, wie kleinlaut ich geworden bin, nachdem der Bogen, der allzu ~~scharf~~ gespannt war, zersprungen ist. Ich bin noch ganz verwirrt von den Ereignissen, die sich überstürzt haben, von der Enthüllung meiner Tat wie von jener Spannung, die einer Erleichterung ~~der~~ drückenden Schuldbewußtseins weicht und fast einem Dankgefühl ~~für~~ die Nemesis, die mit der Sühne doch zugleich die Ordnung einer ethisch gerichteten Natur herstellt. Was ich getan habe, ist nur aus jener durch den Beifall meiner Anhänger genährten Eitelkeit zu erklären, die die Zügel verloren und ~~gemeint~~ hat, sich vor einer literarischen Generation, die noch ein sittliches Gewissen hat, rein schon alles erlauben zu dürfen. Da war ich denn so unvorsichtig, einem jungen Mann, der, wie sich jetzt herausstellt, in durchaus selbstloser Weise der Verbreitung Jean Pauls dienen wollte, indem er ~~statt~~ dessen Namen seinen eigenen über eine Arbeit Jean Pauls setzte, einen Vorwurf daraus zu machen, ~~aber~~ in völliger Unkenntnis seiner lauteren Absichten und auf den bloßen Augenschein hin, weil ich ein Werk Jean Pauls unter einem anderen Pseudonym fand — und in demselben Heft, in dem ich den Fall erörterte und mich unterfing, ihn zum Maß der moralischen Verwahrlosung unseres Geisteslebens zu machen, bitte in demselben Heft — wenn es nicht wahr wäre, man würde es nicht für möglich halten — passiert es mir, daß ich unter dem Titel »Apokalypse« Verse zusammenstelle, von denen kaum mehr als höchstens 14 ganz von mir sind, während also die überwiegende Mehrzahl aus einem Wortmaterial ~~zusammengeklaubt~~ ist, das sich in der gleichfalls unter dem Namen Apokalypse bekannten Offenbarung Johannis unschwer nachweisen läßt und denn auch tatsächlich nachgewiesen wurde. Und zwar unwiderlegbar und an Hand einer tabellarischen Gegenüberstellung, ganz in der Art wie ich es soeben mit dem wohlgemeinten Versuch eines Jean Paul-Forschers unternommen hatte, der doch nichts getan hat als mit dem jedem Wiener Leser geläufigen Jean Paul die Unbildung einer Wiener Zeitschrift auf die Probe zu stellen. Dagegen ist es nunmehr festgestellt, daß ich, der ich doch nicht meine eigene Zeitschrift zu dupieren vorhatte, mit dem besten Erfolg auf die Bibelunkenntnis der Wiener Intellektuellen spekuliert habe, und diese sind nunmehr entschädigt durch eine literarische Sensation,

2.

die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. War es mir nun schon zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Worte aus dem neuen Testament verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« eine Deckung für die eigene Tat gehofft habe. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Macht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen aufstrebenden Literaturdieb schützend beizustehn, sondern dem auch das Verdienst zuzuschreiben ist, einen Pharisäer entlarvt zu haben, der sich als Schriftgelehrter aufspielen wollte, heißt Albert Ehrenstein, ein überaus witziger Kopf, der, wiewohl er seit Jahren die Sprachschule schwänzen muß, dennoch vom Mysterium der Wortes hingerissen ist und nicht umhin kann, sich bei Erwähnung des Verlags Strache momentan allerlei einfallen zu lassen, zum Beispiel ein »Strachom«, einen Strachinogenuß«, einen »heiligen Strachomius«, ein »herostrachisches Mittel«, und der ehrlich bekennt, »die Witzgreisler zu hassen«, aber anderseits doch wieder sich hinreißen läßt und mich — buchstäblich — »krausam« und einen »Scharlachtan« nennt, den »Denunzius von Wien« oder einen »d'Ennunzio«, einen »Plagiarier«, einen »Hagiografen« (mit f), den Johannes einen »Podromed«, einen Berg »Rosinai«, eine Stadt »korrupzionistisch« (mit z) und was dergleichen Unappetitlichkeiten mehr sind, vor denen es selbst den Herrn Ehrenstein graust, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt als zu behaupten, er hätte sich meiner polemischen Technik als eines abschreckenden Beispiels bedient. Nun will ich ja nicht leugnen, daß mein Stil, der sich selbst nur gefällt, während ich ihn schreibe, in den Händen seiner zahllosen Nachahmer und jener Imbezillen, die mir ihn heute in Liebesbriefen und morgen in Haßbroschüren nachwerfen, eines der grauslichsten Instrumente ist, deren man im jetzigen Geistesleben habhaft werden kann.

Niemand weiß besser als ich, daß mein Einfluß nur auf jene Art Jugend ein gesunder ist, die schweigen kann, während er unter jener, die schreiben muß, die verheerendsten und abscheulichsten Wirkungen verübt, da diese eben mein Schweigen, in dem sich meine stärkere Autorität ausspricht als in meiner Rede, nicht aushalten kann, sondern rebellisch wird. Aber so oft ich auch das Schauspiel erlebt habe, daß Mißgeborne, denen zur Sprache zu verhelfen ich von einem Fluch bestimmt worden bin und durch deren Ekstasen wie ~~M~~pektiven hindurchzugehen mein Los ist, sich mit dem Alphabet, das ich sie gelehrt, an mir gerächt haben — das eine muß ich denn doch zur Ehre meines Stils sagen, daß die Witze des Herrn Albert Ehrenstein nicht von mir gestohlen sind, sondern im Gegensatz zu meiner Apokalypse, die ~~fast wortwörtlich~~ von Johannes ist, sein Originalwerk. Da es aber wirklich geschehen kann, daß solcher Unflat, seiner selbst und aller Zeitnot spottend, in Druck und Papier umgesetzt wird; da es ein buchhändlerisches System gibt, das dem Bestreben, aus der Minderwertigkeit ein Geschäft zu machen, Vorschub leistet; da es wirklich so ehrvergessene Leser der Fackel gibt, die alles was ~~ihrem~~ Geist verleugnet, aber sich an den Namen ihres Herausgebers hängt, zusammenkaufen: so ist es leider Gottes auch immer von neuem nötig, eine Distanz wiederherzustellen, über die sich hausiererhafte Zudringlichkeit in der Literatur weit ungenierter als auf andern Gebieten des täglichen Bedarfs hinwegsetzt. Und so muß denn gesagt werden, ein rotes Umschlagblatt und Plakate, die da — namentlich in gewissen fackelfreien Wiener Buchhandlungen, die es um keinen Preis sein wollen — unter der Aufschrift »Die Gefährten« die ~~Herren~~ Albert Ehrenstein und Karl Kraus in suggestiver Verbindung anbieten, sind eine Irreführung. Ich bin nicht der Gefährte des Herrn Albert Ehrenstein und eben weil ich es nicht bin, sind ille lacrimae, ~~jene~~ Kalauer entstanden/ Fern sei es von mir, eine Literatur, die nicht einmal die Kraft zur direkten Lüge hat, sondern anspielerisch jene ekelhafte Eingeweihtheit in die Affären des nächsten Kaffeehaustisches beim Leser voraussetzt, mit dem Axthieb tatsächlicher Feststellungen erledigen zu wollen und und als eben ein geistiges Milieu von tinterlhafter Esoterik den Umgang zu enthüllen, den ich nicht pflege, sondern davon nehme. Aber zu sagen ist, daß ich in einer Zeit, in der ich ~~noch dazu~~ verurteilt war, literarische Charaktere und was immer sich daraus entwickeln möge, auszubrüten, auch Herrn Albert Ehrenstein die denkbar ausgiebigste Förderung habe angedeihen lassen. Selbstlos hatte ich mich durch Jahre hingegeben, Abend für Abend/aller schon mitgebrachten Ermüdung zum Trotz, ~~wortlos~~ gezückte Manuskripte stumm übernommen und durchfrisiert, wiewohl ich wußte, daß ich ~~ihnen~~ einen Teil ~~ihrer~~ Eigenart nahm. Man kann mir das Grauen nachfühlen, daß ich mein ganzes Leben gezwungen sein sollte, Ehrenstein zu redigieren. Trotzdem möchte ich noch heute,

wiewohl er von meiner Anerkennung in jeder Hinsicht übelsten Gebrauch gemacht hat, nicht leugnen, daß er im finstersten Ghetto des Geisteslebens eine schärfer umrissene Figur bildet als manche Sonnenmoritze, die von der Natur des Drangens überhoben sind, ihrem Schicksal Steine nachzuwerfen und infolgedessen als Journalisten eher Verwendung finden können als Herr Albert Ehrenstein. Dazu verdammt, ein Genie zu bleiben, ohne es zu sein, hatte er seine Berufung ~~dazu~~ mit einer kleinen Probearbeit verausgabt, über die hinaus es ihm immer wieder nur gelingen könnte, die von jeder Gestaltungsfähigkeit entblößte Persönlichkeit des Tubutsch zu produzieren. Was das für Leben und Umgang bedeutet, kann der Kenner dieser Gestalt ermessen, deren Anlagen man doch nur dann dem Schutz des Publikums empfehlen kann, wenn sie künstlerisch bewältigt sind/ und an deren bis auf Widerruf freiwillig eröffneten Abgrund man lieber vorbeigeht. So auch ich. Dem Typus, der mit dem Rücken zur Türe das Zimmer verläßt, konnte ich, einmal für allemal gestaltet, wie jeden andern als literaturfähig gelten lassen, aber ihn in seinem persönlichen Gehaben nicht die Fähigkeit zur Literatur und Verkehr zuerkennen/und er rechtfertigt/das Mißbehagen, indem er es mit jener polemischen Haltung quittiert, die sich bei jedem Schlag gleich die Wange zu~~recht~~ und Witze von sich gibt, nach deren Empfang man sich zwar nicht verbinden, wohl aber kratzen muß. Sie entspringen einem gordischen Weichselzopfe des Denkens, den es ein Leichtes wäre mit einem Abfahren! oder Nichts zu handeln! zu durchhauen. Aber der Leser ist leider durch den Tonfall eines Geschreis so leicht verführt und durch eine mitofferierte Beilage so leicht verblendet, daß es schon nötig ist, die willige Kundschaft, die nur mit ihrem Geld und guten Glauben und nicht wie der Betroffene auch mit ihrer Person herhalten muß, auf den Schwindel aufmerksam zu machen. Herr Ehrenstein erkennt/an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschritte gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit habe, meine Stilkunst an seinen ~~Manneszügen~~ zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommen reinen.



5.

Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die Apokalypse, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, ~~nicht doch~~ von mir ist, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich befürchte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch ein jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein Klient bestohlen hat, und er täte nun besser, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angeflogen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Stellen aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er sondert jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt aus des Übersetzung des Van Ess sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht einen Augenblick von der Ahnung beschlichen, daß es eben jene Arbeit, nein, nur ein Teil jener Arbeit war, die ich am liebsten selbst neben dem Gedicht publiziert hätte, um dem Leser zu zeigen, daß zwischen den Worten Johannes, deren ~~von ihm~~ verkündete Unantastbarkeit Herr Ehrenstein als ~~die des Wortbestandes~~ mißversteht, und meiner Leistung ein Sprachraum durchmessen ist, in dem rund hundert Gedichte von Ehrenstein noch Platz haben, und zwischen dem politischen Erlebnis jener Prophetie und dem ihrer Anwendung auf unseren Zeitinhalt noch hundert Einfälle eben dieses Denkers durchrutschen können. Wobei ich freilich nicht die Unsauberkeit begangen hätte, bloß das verwendete Wortmaterial Luthers abzudrucken, sondern die vollständigen Absätze, aus denen ich es entnommen habe. Denn Herr Ehrenstein weiß es aus der eigenen Erfahrung, die er mit meiner Kunst, ein vorhandenes Werk umzugestalten gemacht hat, ganz gut, was er von dem Sprachstoff der Luther-Übersetzung vergessen haben will: welche Wunder entstehen, wenn ein Wort, das erst zwei Zeilen später kommt, hinaufgeschoben und was dazwischen liegt gestrichen wird, wobei noch Luther vor ihm den eigenen Vorzug hat, daß die Heiligkeit seines Textes, die zu schützen ihm übrigens weit besser gegenüber dem »Gebet an die

~~Sonne von Gibeon~~ angestanden hätte, keineswegs verloren geht, während Herr Ehrenstein die Vergewaltigung seiner sämtlichen Manuskripte durch mich dankbar ertragen hat. Freilich könnte er sagen, daß ich, der ihm die schöpferische Gnade meiner Redaktion selbstlos zugewandt hat, wie jedem, der sie mir durch ursprüngliche Begabung zu verdienen schien, seinem Werk nicht meinen, sondern seinen Namen vorgesetzt habe. Aber ich kann ihm versichern, ~~Johannes~~ hätte sich's nicht gefallen lassen, sondern meine Namensfertigung der Originalität meiner Leistung angemessen befunden und selbst die Aufklärung durch Herrn Ehrenstein hätte ihn nicht vermocht, in meiner Apokalypse die seine wiederzuerkennen, ~~geschweige denn Luther die seine~~, die doch auch ~~nur~~ eine Nachschöpfung ist. Es ist wohl nur im Tollhaus des Literatentums möglich, daß der Jean Paul-Abschreiber, der sich damit rechtfertigen will, daß er der Abschreiberin sein Honorar ausbezahlt hat, mich in eben diesem Zusammenhang ein Hirn nennt, das so tut, als verstände es nicht, daß die dichteste Gestaltung außerhalb ihres Gefüges wieder Rohmaterial wird, und sobald ein anderer Dichter sie empfängt, eine andere. Das soll die Abschrift eines verschollenen Essays von Jean Paul rechtfertigen, aber keineswegs die Schöpfung eines Gedichts aus dem Vorstellungsbestand der Bibel. Nein, ich kann mit zwei Gefährten, einander wert in der Fähigkeit, die dichteste Wahrheit außerhalb ihres Gefüges als Lüge zu empfangen, kein liederliches Kleeblatt bilden. Was Herrn Ehrenstein angeht und sein Haßgetändel, so ist ~~nur zu sagen~~, daß er einmal ein Wahrwort geschrieben, ~~das~~ da lautet: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene«, und ich bin überzeugt, daß diese Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen wird.

die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. War es mir nun schon zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Worte aus dem neuen Testament verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« nur eine Deckung für die eigene Tat erhofft hatte. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Macht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen aufstrebenden Literaturdieb schützend beizustehn, sondern dem auch das Verdienst zuzuschreiben ist, einen Pharisäer entlarvt zu haben, der sich als Schriftgelehrten aufspielen wollte, heißt Albert Ehrenstein, ein überaus witziger Kopf, der, wiewohl er seit Jahren meine Sprachschule schwänzen mußte, dennoch vom Mysterium der Wortes hingerissen ist und nicht umhin kann, sich bei Erwähnung des Verlags Strache momentan allerlei einfallen zu lassen, zum Beispiel ein »Strachom«, einen »Strachinogenuß«, einen »heiligen Strachomius«, ein »herostrachisches Mittel«, und der ehrlich bekennt, »die Witzgreisler zu hassen«, aber anderseits doch wieder sich hinreißen läßt und mich — buchstäblich — »krausam« und einen »Scharlachtan« nennt, den »Denunzius von Wien« oder einen »d'Ennunzio«, einen »Plagiarier«, einen »Hagiografen« (mit f), den Johannes ein »Podromedar«, einen Berg »Rosinai«, eine Stadt »korrupzionistisch« (mit z) und was dergleichen Unappetitlichkeiten mehr sind, vor denen es selbst den Herrn Ehrenstein graust, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt als zu behaupten, er hätte sich meiner polemischen Technik als eines abschreckenden Beispiels bedienen wollen. Nun möchte ich ja nicht leugnen, daß mein Stil, der sich selbst nur gefällt, während ich ihn schreibe, in den Händen seiner zahllosen Nachahmer und jener Imbezillen, die mir ihn heute in Liebesbriefen und morgen in Haßbroschüren nachwerfen, eines der grauslichsten Instrumente ist, deren man im jetzigen Geistesleben habhaft werden kann.

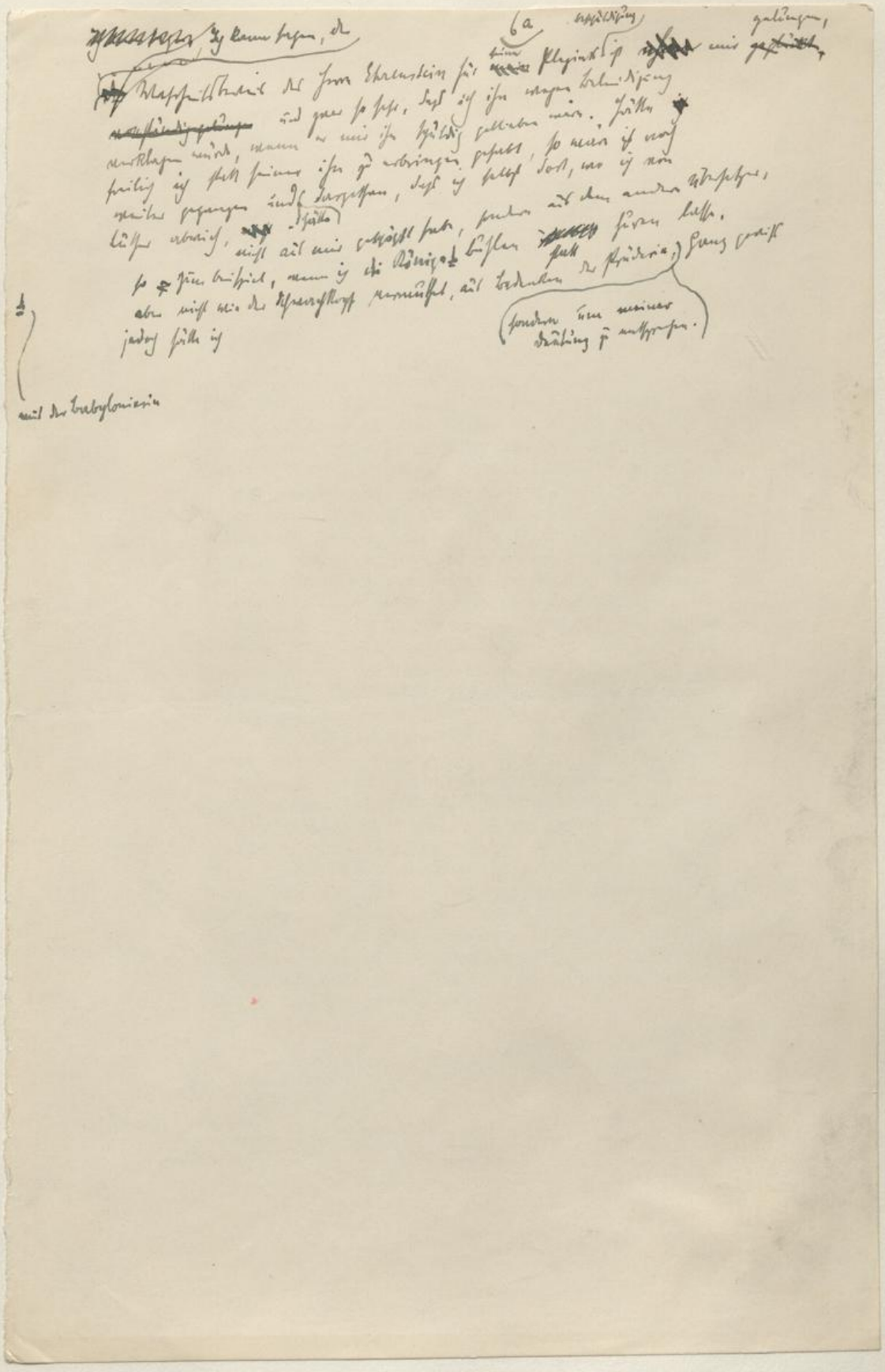
Niemand weiß besser als ich, daß mein Einfluß nur auf jene Art Jugend ein gesunder ist, die schweigen kann, während er unter jener, die schreiben muß, die verheerendsten und abscheulichsten Wirkungen verübt, da diese eben mein Schweigen, in dem sich meine stärkere Autorität ausspricht als in meiner Rede, nicht aushalten kann, sondern rebellisch wird. Aber so oft ich auch das Schauspiel erlebt habe, daß Mißgeborne, denen zur Sprache zu verhelfen ich von einem Fluch bestimmt worden bin und durch deren Ekstasen wie Invektiven hindurchzugehen mein Los ist, sich mit dem Alphabet, das ich sie gelehrt, an mir gerächt haben — das eine muß ich denn doch zur Ehre meines Stils sagen, daß die Witze des Herrn Albert Ehrenstein nicht von mir gestohlen sind, sondern im Gegensatz zu meiner Apokalypse, die tatsächlich von Johannes ist, sein Originalwerk. Da es aber wirklich geschehen kann, daß solcher Unflat, seiner selbst und aller Zeitnot spottend, in Druck und Papier umgesetzt wird; da es ein buchhändlerisches System gibt, das dem Bestreben, aus der Minderwertigkeit ein Geschäft zu machen, Vorschub leistet; da es wirklich so ehrvergessene Leser der Fackel gibt, die alles was deren Geist verleugnet, aber sich an den Namen ihres Herausgebers hängt, zusammenkaufen: so ist es leider Gottes auch immer von neuem nötig, eine Distanz wiederherzustellen, über die sich hausiererhafte Zudringlichkeit in der Literatur weit ungenierter als auf andern Gebieten des täglichen Bedarfs hinwegsetzt. Und so muß denn gesagt werden, ein rotes Umschlagblatt und Plakate, die da — namentlich in gewissen fackelfreien Wiener Buchhandlungen, die es um keinen Preis sein wollen — unter der Aufschrift »Die Gefährten« die Namen Albert Ehrenstein und Karl Kraus in suggestiver Verbindung anbieten, sind eine Irreführung. Ich bin nicht der Gefährte des Herrn Albert Ehrenstein und eben weil ich es nicht bin, sind illae lacrimae, diese Kalauer entstanden, und die Verteidigung eines Diebstahls, die noch weit mehr für die Verlotterung der geistigen Ehre beweist als die Tat. Fern sei es von mir, eine Literatur, die nicht einmal die Kraft zur direkten Lüge hat, sondern anspielerisch jene ekelhafte Eingeweihtheit in die Affären des nächsten Kaffeehaustisches beim Leser voraussetzt, mit dem Axthieb tatsächlicher Feststellungen erledigen zu wollen und als ein geistiges Milieu von tinterlhafter Esoterik eben den Umgang zu enthüllen, den ich nicht pflege, sondern davon nehme. Aber zu sagen ist, daß ich in einer Zeit, in der ich noch verurteilt war, literarische Charaktere und was immer sich daraus entwickeln möge, auszubrüten, auch Herrn Albert Ehrenstein die denkbar ausgiebigste Förderung habe angedeihen lassen. Selbstlos hatte ich mich durch Jahre hingegeben, Abend für Abend, aller schon mitgebrachten Ermüdung zum Trotz, stumm gezückte Manuskripte stumm übernommen und durchfrisiert, wiewohl ich wußte, daß ich dem Autor mit dem Dreck auch einen Teil seiner Eigenart nahm. Man kann mir das Grauen nachfühlen, daß ich mein ganzes Leben gezwungen sein sollte, Ehrenstein zu redigieren. Trotzdem möchte ich noch heute,

wiewohl er von meiner Anerkennung in jeder Hinsicht übelsten Gebrauch gemacht hat, nicht leugnen, daß er im finstersten Ghetto des Geisteslebens eine schärfer umrissene Figur bildet als manche Sonnenmorize, die von der Natur des Dranges überhoben sind, ihrem Schicksal Steine nachzuwerfen und infolgedessen als Journalisten eher Verwendung finden können als Herr Albert Ehrenstein. Dazu verdammt, ein Genie zu bleiben, ohne es zu sein, hatte er seine Berufung mit einer kleinen Prosaarbeit verausgabt, über die hinaus es ihm immer wieder nur gelingen könnte, die von jeder Gestaltungsfähigkeit entblößte Persönlichkeit des Tubutsch zu produzieren. Was das für Leben und Umgang bedeutet, kann der Kenner dieser Gestalt ermessen, deren Anlagen man doch nur dann dem Schutz des Publikums empfehlen kann, wenn sie künstlerisch bewältigt sind, und an deren bis auf Widerruf freiwillig eröffnetem Abgrund man lieber vorbeigeht. So auch ich. Den Typus, der mit dem Rücken zur Tür das Zimmer verläßt, konnte ich, einmal für allemal gestaltet, wie jeden andern als literaturfähig gelten lassen, aber ihm in seinem persönlichen Gehaben nicht die Fähigkeit zu Literatur und Verkehr zuerkennen, und er rechtfertigt nun das Mißbehagen, indem er es mit jener polemischen Haltung quittiert, die sich bei jedem Schlag gleich die Wange zuhält und Witze von sich gibt, nach deren Empfang man sich zwar nicht verbinden, wohl aber kratzen muß. Sie entspringen einem gordischen Weichselzopfe des Denkens, den es ein Leichtes wäre mit einem Abfahren! oder Nichts zu handeln! zu durchhauen. Aber der Leser ist leider durch den Tonfall eines Geschreis so leicht verführt und durch eine mitofferierte Beilage so leicht verblendet, daß es schon nötig ist, die willige Kundschaft, die nur mit ihrem Geld und guten Glauben und nicht wie der Betroffene auch mit ihrer Person herhalten muß, auf den Schwindel aufmerksam zu machen. Denn es gibt keinen Schwindel, der heute seine Wirkung verfehlte, selbst wenn er der namenlosen Dummheit entstammt, eben das zu enthüllen, was zutage liegt, und ein Plagiat anzuklagen, dessen Wesen und Wert darin besteht, eines zu sein. Herr Ehrenstein zerreißt sich in Stücke, weil ich dadurch, daß ich die aus einer politischen Welt geschöpfte Vision vom Untergang an einer neuen Zeitwende erstehen ließ, »das erlauchte Wort der heiligen Schrift geschändet und verstümmelt habe« und er will »das von einem Politikus eingejochte Flügelpferd des unsterblichen Propheten« um jeden Preis befreien. Aber indem er nebst Kulka Johannes und Luther gegen mich schützt,

wobei man schwanken mag, ob ihm der heilige Geist oder die Reliquie stagelgrüner aufliegt, ~~müßte er folgerichtig auch~~ Johannes gegen Luther schützen, der bei weitem keine so hohe Meinung wie Herr Ehrenstein von dem Wert des Originals ~~bekundet hat. Es wird Herrn Ehrenstein~~ der zu einem Schutz des Bibelgutes gegen meinen Zugriff vielleicht gegenüber meinem »Gebet an die Sonne von Gibeon« berufen gewesen wäre, schwerlich gelingen, seine Mission zugunsten des neuen Testaments zu beglaubigen, zumal wenn er an einen Exegeten geraten sollte, der sich der Ehrenstein-Worte erinnert, worin »eine ungemein starke Abneigung gegen Jesus Christus« einbekannt wird, für den »eine unverdient kräftige Reklame getrieben« werde, was vom Standpunkt eines rezensionsgierigen Literaten allerdings höchst beklagenswert ist. Aber ein Bekenntnis von einer untermenschlichen Ehrfurchtlosigkeit, wie sie vielleicht noch nie auf Papier exhibitioniert wurde, so daß es vollständig zu zitieren gar nicht möglich ist, wäre ein Einzelfall und noch kein Zeitdokoment, wenn der Bekenner nicht identisch mit jenem Eiferer wäre, der sich vor meiner frivolen Schändung der heiligen Schrift bekreuzigt. Aber ist denn nicht auch der Scherzbold, der mich einen »alten Klassikaner« nennt, identisch mit jenem Ehrfürchtigen, der auf einem Widmungsblatt »dem Menschen und Herausgeber der Fackel dankt, Karl Kraus, den Klassiker, in tiefster Verehrung grüßt, so gut er konnte«? Erkennt Herr Ehrenstein noch an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschritte gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit habe, meine Stilkunst an seinen Manuskripten zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommer, reiner.

5a

Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die »Apokalypse«, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, dennoch von mir wäre, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich behaupte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein ~~Klient~~ bestohlen hat, und er täte nun gut, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angeflogen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Worte aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er tadelt jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt — aus der Übersetzung des Van Ess sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht einen Augenblick von der Ahnung beschlichen, daß es eben jene Arbeit, nein, nur ein Teil jener Arbeit war, auf die ich stolz bin und die ich am liebsten selbst neben dem Gedicht publiziert hätte, um dem Leser zu zeigen, daß zwischen den Worten Johannis, deren verkündete Unantastbarkeit Herr Ehrenstein als eine künstlerische mißversteht, und meiner Leistung ein Sprachraum durchmessen ist, in dem rund hundert Gedichte von Ehrenstein ~~noch~~ Platz haben, und zwischen dem politischen Erlebnis jener Prophetie und dem ihrer Anwendung auf unsern Zeitinhalt noch hundert Einfälle eben dieses Denkers durchrutschen können. ~~Wobei ich freilich~~ nicht die Unsauberkeit begangen ~~hätte~~, bloß das verwendete Wortmaterial ~~Luthers~~ abzudrucken, ~~sondern die~~ vollständigen Absätze, denen ich es entnommen habe. Wie? Herr Ehrenstein verhöhnt diese Methode, zu »verkürzen« / zu »konzentrieren«? Aber er muß doch aus der Erfahrung, die er mit meiner Kunst, ein vorhandenes Werk umzugestalten gemacht hat, wissen, was er vor dem Sprachstoff der Luther-Übersetzung vergessen haben will: welche Wunder entstehen, wenn ein Wort, das erst zwei Zeilen später kommt, hinaufgerückt und was dazwischen liegt gestrichen wird, wobei noch Luther vor ihm den Vorteil voraus hat, daß die Heiligkeit seines Textes



neben meiner Komposition erhalten bleibt, während Herr Ehrenstein die Vergewaltigung seiner sämtlichen Manuskripte durch mich dankbar ertragen hat. Freilich könnte er sagen, daß ich, der ihm die schöpferische Gnade meiner Redaktion selbstlos zuwandte — wie jedem, der sie mir durch ursprüngliche Begabung zu verdienen schien — seinem Werk nicht meinen, sondern dennoch bloß seinen Namen vorgesetzt habe. Aber ich kann ihm versichern, Luther hätte sich's nicht gefallen lassen, sondern meine Namensfertigung der Originalität meiner Leistung angemessen befunden, und selbst die Aufklärung durch Herrn Ehrenstein hätte ihn nicht vermocht, in meiner Apokalypse die seine wiederzuerkennen, die doch auch bloß eine Nachschöpfung ist. Es ist wohl nur im Tollhaus des Literatentums möglich, daß der Jean Paul-Abschreiber, der sich damit rechtfertigen will, daß er der Abschreiberin sein Honorar ausbezahlt hat, mich in eben diesem Zusammenhang ein Hirn nennt, »das so tut, als verstände es nicht, daß die dichteste Gestaltung außerhalb ihres Gefüges wieder Rohmaterial wird und, sobald ein anderer Dichter sie empfängt, eine andere«. Das soll die Abschrift eines verschollenen Essays von Jean Paul rechtfertigen, aber keineswegs die Schöpfung eines Gedichts aus dem Vorstellungsbestand der Bibel! Nein, ich ~~kann~~ mit zwei Gefährten, einander wert in der Fähigkeit, die dichteste Wahrheit außerhalb ihres Gefüges als Lüge zu empfangen, kein liederliches Kleeblatt bilden. ~~Denn was Herrn~~ Ehrenstein angeht und sein Haßgetändel, so ist immerhin zugegeben, daß er einmal ein Wahrwort ~~geschrieben~~, welches da lautet: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene«, und ich bin überzeugt, daß diese Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen wird.

Die Schuldigen

Da ist mir im Juli-Heft der Fackel etwas Unangenehmes passiert, indem ich nämlich, dieweil ich einem andern eine Grube grub, selbst hineinfiel. Ja, dieses bekannte Experiment hat sich in einer so beispielmäßigen Weise an mir vollzogen, daß das Sprichwort geradezu von meinem Abenteuer abgeleitet scheint, das denn auch ganz gewiß in einer künftigen Fibel für Literaturbuben die zugehörige Illustration bilden wird. Daß daneben auch noch Hochmut vor dem Falle gekommen ist, versteht sich mehr minder von selbst und man wird schon sehen, wie kleinlaut ich geworden bin, nachdem der Bogen, der allzu straff gespannt war, zersprungen ist. Ich bin noch ganz verwirrt von den Ereignissen, die sich überstürzt haben, von der Enthüllung meiner Tat wie von jener Spannung, die einer Erleichterung drückenden Schuldbewußtseins weicht und fast einem Dankgefühl an die Nemesis, die mit der Sühne doch zugleich die Ordnung einer ethisch gerichteten Natur herstellt. Was ich getan habe, ist nur aus jener durch den Beifall meiner Anhänger genährten Eitelkeit zu erklären, die die Zügel verloren und gewähnt hat, sich vor einer literarischen Generation, die noch ein sittliches Gewissen hat, rein schon alles erlauben zu dürfen. Da war ich denn so unvorsichtig, einem jungen Mann, der, wie sich jetzt herausstellt, in durchaus selbstloser Weise der Verbreitung Jean Pauls dienen wollte, indem er für dessen Namen seinen eigenen über eine Arbeit Jean Pauls setzte, einen Vorwurf daraus zu machen, in völliger Unkenntnis seiner lauteren Absichten und auf den bloßen Augenschein hin, weil ich eben ein Werk Jean Pauls unter einem anderen Pseudonym gedruckt fand — und in demselben Heft, in dem ich den Fall erörterte und mich unterfing, ihn zum Maß der moralischen Verwahrlosung unseres Geisteslebens zu machen, bitte in demselben Heft — wenn es nicht wahr wäre, man würde es nicht für möglich halten — passiert es mir, daß ich unter dem Titel »Apokalypse« Verse zusammenstelle, von denen kaum mehr als höchstens 14 ganz von mir sind, während also die überwiegende Mehrzahl aus einem Wortmaterial hergestellt ist, das sich in der gleichfalls unter dem Namen Apokalypse bekannten Offenbarung Johannis unschwer nachweisen läßt und denn auch tatsächlich nachgewiesen wurde. Und zwar unwiderlegbar und an Hand einer tabellarischen Gegenüberstellung, ganz in der Art wie ich es soeben mit dem wohlgemeinten Versuch eines Jean Paul-Forschers unternommen hatte, der doch nichts getan hat als mit dem jedem Wiener Leser geläufigen Jean Paul die Unbildung einer Wiener Zeitschrift auf die Probe zu stellen. Dagegen ist es nunmehr festgestellt, daß ich, der ich doch nicht meine eigene Zeitschrift zu dupieren vorhatte, mit dem besten Erfolg auf die Bibelunkenntnis der Wiener Intellektuellen spekuliert habe, und diese sind nunmehr entschädigt durch eine literarische Sensation,

die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. War es mir ~~nun schon~~ zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Worte ~~aus dem~~ neuen Testament verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, vorsichtig zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« mir eine Deckung für die eigene Tat erhofft hatte. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Macht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen aufstrebenden Literaturdieb schützend beizustehn, sondern dem auch das Verdienst zuzuschreiben ist, einen Pharisäer entlarvt zu haben, der sich als Schriftgelehrten aufspielen wollte, der Mann, der mir dahinter gekommen ist, heißt Albert Ehrenstein, ein überaus witziger Kopf, der, wiewohl er seit Jahren meine Sprachschule schwänzen mußte, dennoch vom Mysterium der Wortes hingerissen ist und nicht umhin kann, sich bei Erwähnung des Verlags Strache momentan allerlei einfallen zu lassen, zum Beispiel ein »Strachom«, einen »Strachinogenuß«, einen »heiligen Strachomius«, ein »herostrachisches Mittel«, und der ehrlich bekennt, »die Witzgreisler zu hassen«, aber anderseits doch wieder sich hinreißen läßt und mich — buchstäblich — »krausam« und einen »Scharlachtan« nennt, den »Denunzius von Wien« oder einen »d' Ennunzio«, einen »Plagiarier«, einen »Hagiografen« (mit f), den Johannes ein »Podromedar«, einen Berg »Rosinai«, eine Stadt »korrupzionistisch« (mit z) und was dergleichen Unappetitlichkeiten mehr sind, vor denen es selbst den Herrn Ehrenstein graust, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt als zu behaupten, er hätte sich meiner polemischen Technik als eines abschreckenden Beispiels bedienen wollen. Nun möchte ich ja nicht leugnen, daß mein Stil, der sich selbst nur gefällt, während ich ihn schreibe, in den Händen seiner zahllosen Nachahmer und jener Imbezillen, die mir ihn heute in Liebesbriefen und morgen in Haßbroschüren nachwerfen, eines der grauslichsten Instrumente ist, deren man im jetzigen Geistesleben habhaft werden kann/

Niemand weiß besser als ich, daß mein Einfluß nur auf jene Art Jugend ein gesunder ist, die schweigen kann, während er unter jener, die schreiben muß, die verheerendsten und abscheulichsten Wirkungen verübt, da diese eben mein Schweigen, in dem sich meine stärkere Autorität ausspricht als in meiner Rede, nicht aushalten kann, sondern rebellisch wird. Aber so oft ich auch das Schauspiel erlebt habe, daß Mißgeborne, denen zur Sprache zu verhelfen ich von einem Fluch bestimmt worden bin und durch deren Ekstasen wie Invektiven hindurchzugehen mein Los ist, sich mit dem Alphabet, das ich sie gelehrt, an mir gerächt haben — das eine muß ich denn doch zur Ehre meines Stils sagen, daß die Witze des Herrn Albert Ehrenstein nicht von mir gestohlen sind, sondern im Gegensatz zu meiner Apokalypse, die tatsächlich von Johannes ist, sein Originalwerk. Da es aber wirklich geschehen kann, daß solcher Unflat, seiner selbst und aller Zeitnot spottend, in Druck und Papier umgesetzt wird; da es ein buchhändlerisches System gibt, das dem Bestreben, aus der Minderwertigkeit ein Geschäft zu machen, Vorschub leistet; da es wirklich so ehrvergessene Leser der Fackel gibt, die alles was deren Geist verleugnet, aber sich an den Namen ihres Herausgebers hängt, zusammenkaufen: so ist es leider Gottes auch immer von neuem nötig, eine Distanz wiederherzustellen, über die sich hausiererhafte Zudringlichkeit in der Literatur weit ungenierter als auf andern Gebieten des täglichen Bedarfs hinwegsetzt. Und so muß denn gesagt werden, ein rotes Umschlagblatt und Plakate, die da — namentlich in den fackelfreien Wiener Buchhandlungen, die es um keinen Preis sein wollen — unter der Aufschrift »Die Gefährten« die Namen Albert Ehrenstein und Karl Kraus in suggestiver Verbindung anbieten, sind eine Irreführung. Ich bin nicht der Gefährte des Herrn Albert Ehrenstein und eben weil ich es nicht bin, sind illae lacrimae, diese Kalauer entstanden, und die Verteidigung eines Diebstahls, die noch weit mehr für die Verlotterung der geistigen Ehre beweist als die Tat. Fern sei es von mir, eine Literatur, die nicht einmal die Kraft zur direkten Lüge hat, sondern anspielerisch jene ekelhafte Eingeweihtheit in die Affären des nächsten Kaffeehaustisches beim Leser voraussetzt, mit dem Axthieb tatsächlicher Feststellungen erledigen zu wollen und als ein geistiges Milieu von tinterlhafter Esoterik eben den Umgang zu enthüllen, den ich nicht pflege, sondern davon nehme. Aber zu sagen ist, daß ich in einer Zeit, in der ich noch verurteilt war, literarische Charaktere und was immer sich daraus entwickeln möge, auszubrüten, auch Herrn Albert Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, die denkbar ausgiebigste Förderung habe angedeihen lassen. Selbstlos hatte ich mich durch Jahre hingegeben, Abend für Abend, aller schon mitgebrachten Ermüdung zum Trotz, stumm gezückte Manuskripte stumm übernommen und durchfrisiert, wiewohl ich wußte, daß ich dem Autor mit dem Dreck auch einen Teil seiner Eigenart nahm. Man kann mir das Grauen nachfühlen, daß ich mein ganzes Leben gezwungen sein sollte, Ehrenstein zu redigieren. Trotzdem möchte ich noch heute,

4

wiewohl er von meiner Anerkennung in jeder Hinsicht den übelsten Gebrauch gemacht hat, nicht leugnen, daß er im finstersten Ghetto des Geisteslebens eine schärfer umrissene Figur bildet als manche Sonnenmorize, die von der Natur des Dranges überhoben sind, ihrem Schicksal Steine nachzuwerfen und infolgedessen als Journalisten eher Verwendung finden können als Herr Albert Ehrenstein. Dazu verdammt, ein Genie zu bleiben, ohne es zu sein, hatte er seine Berufung mit einer kleinen Prosaarbeit verausgabt, über die hinaus es ihm immer wieder nur gelingen könnte, die von jeder Produzierfähigkeit entblößte Persönlichkeit des Tubutsch zu produzieren. Was das für Leben und Umgang bedeutet, kann der Kenner dieser Gestalt ermessen, deren Anlagen man doch nur dann dem Schutz des Publikums empfehlen kann, wenn sie künstlerisch bewältigt sind, und an deren bis auf Widerruf freiwillig eröffnetem Abgrund man lieber vorbeigeht. So auch ich. Den Typus, der mit dem Rücken zur Tür das Zimmer verläßt, konnte ich, einmal für allemal gefaltet, wie jeden andern als literaturfähig gelten lassen, aber ihm in seinem persönlichen Gehaben nicht die Fähigkeit zu Literatur und Verkehr zuerkennen, und er rechtfertigt nun das Mißbehagen, indem er es mit jener polemischen Haltung quittiert, die sich bei jedem Schlag gleich die Wange zuhält und Witze von sich gibt, nach deren Empfang man sich zwar nicht verbinden, wohl aber kratzen muß. Sie entspringen einem gordischen Weichselzopfe des Denkens, den es ein Leichtes wäre mit einem Abfahren! oder Nichts zu handeln! zu durchhauen. Aber der Leser ist leider durch den Tonfall eines Geschreis so leicht verführt und durch eine mitofferierte Beilage so leicht verblendet, daß es schon nötig ist, die willige Kundschaft, die nur mit ihrem Geld und guten Glauben und nicht wie der Betroffene auch mit ihrer Person herhalten muß, auf den Schwindel aufmerksam zu machen. Denn es gibt keinen Schwindel, der heute seine Wirkung verfehlte, selbst wenn er der namenlosen Dummheit entstammt, eben das zu enthüllen, was zutage liegt, und ein Plagiat anzuklagen, dessen Wesen und Wert darin besteht, eines zu sein. Herr Ehrenstein zerreißt sich in Stücke, weil ich dadurch, daß ich die aus einer politischen Welt geschöpfte Vision vom Untergang an einer neuen Zeitwende erstehen ließ, »das erlauchte Wort der heiligen Schrift geschändet und verstümmelt habe«, und er will »das von einem Politikus eingejochte Flügelpferd des unsterblichen Propheten« um jeden Preis befreien. Aber indem er nebst Kulka Johannes und Lutner gegen mich schützt,

wobei man schwanken mag, ob ihm der heilige Geist oder die Reliquie stagelgrüner aufliegt, läßt er sich zu Taten hinreißen, die die Überprüfung seiner geistigen, aber auch seiner sittlichen Befugnis bedenklich nahelegen könnten. Denn wenn wir schon darüber rechten wollen, ob ich mit einer Silbe dem Heiligtum nahegetreten bin oder durch das Zitat einer politischen Prophetie, das als Motiv der Fackel deren Lesern so bekannt ist wie diese selbst, die von Herrn Ehrenstein behütete »Urmacht des heiligen Hauches utilitaristisch Zeittendenzen nutzbar gemacht habe«, und wenn schon ein »Donnerwort des Johannes« mich nicht gehemmt hat, so weiß ich nicht, ob den Blitzen des Herrn Ehrenstein überzeugende Kraft beizumessen sein wird. Es wird Herrn Ehrenstein, der schon das Nachsprechen des heiligen Worts als Sakrileg empfindet und der zu einem Schutz des Bibelgutes gegen meinen Zugriff vielleicht gegenüber meinem »Gebet an die Sonne von Gibeon« berufen gewesen wäre, schwerlich gelingen, seine Mission zugunsten des neuen Testaments zu beglaubigen. Zumal wenn er an einen Exegeten geraten sollte, der sich der Ehrenstein-Worte erinnert, worin »eine ungemein starke Abneigung gegen Jesus Christus« einbekannt wird, für den »eine unverdient kräftige Reklame getrieben« werde, was vom Standpunkt eines rezensionsgierigen Literaten allerdings höchst beklagenswert ist. Aber ein Bekenntnis von einer untermenschlichen Ehrfurchtlosigkeit, wie sie vielleicht noch nie auf Papier exhibitioniert wurde, so daß es vollständig zu zitieren gar nicht möglich ist, wäre ein Einzelfall und noch kein Zeitdokument, wenn der Bekenner nicht identisch mit jenem Eiferer wäre, der sich vor meiner frivolen Schändung der heiligen Schrift bekreuzigt, mit jenem Gütigen, der mir, ausgerechnet, zu Demut und Nächstenliebe zuredet. Aber ist denn nicht auch der Scherzbold, der mich einen »alten Klassikaner« nennt, identisch mit jenem Ehrfürchtigen, der auf einem Widmungsblatt »dem Menschen und Herausgeber der Fackel dankt, Karl Kraus, den Klassiker, in tiefster Verehrung grüßt, so gut er konnte«? Er konnte gut. Er ist mir jetzt dahinter gekommen, aber er hat es immer gut können. Heute erkennt Herr Ehrenstein noch an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschritte gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Stilkunst an seinen Manuskripten zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommener, reiner.

Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die »Apokalypse«, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, dennoch von mir wäre, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich behaupte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein Gefährte bestohlen hat, und er täte nun gut, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angeflogen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Worte aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er tadelt jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt — aus der Übersetzung des van Ess sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht einen Augenblick von der Ahnung beschlichen, daß es eben jene Arbeit, nein, nur ein Teil jener Arbeit war, auf die ich stolz bin und die ich am liebsten selbst neben dem Gedicht publiziert hätte, um dem Leser zu zeigen, daß zwischen den Worten Johannis, deren verkündete Unantastbarkeit Herr Ehrenstein als eine künstlerische mißversteht, und meiner Leistung ein Sprachraum durchmessen ist, in dem rund hundert Gedichte von Ehrenstein Platz haben, und zwischen dem politischen Erlebnis jener Prophetie und dem ihrer Anwendung auf unsern Zeitinhalt hundert Einfälle eben dieses Denkers durchrutschen können. Ich kann sagen, der Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung ist mit gelungen, und zwar so sehr, daß ich ihn wegen Beleidigung verklagen würde, wenn er mir ihn schuldig geblieben wäre. Hätte freilich ich statt seiner ihn zu erbringen gehabt, so wäre ich noch weiter gegangen und hätte dargetan, daß ich selbst dort, wo ich von Luther abwich, nicht aus mir geschöpft habe, sondern aus dem andern Übersetzer, so zum Beispiel wenn ich die Könige mit der Babylonierin

»buhlen« statt »huren« lasse, aber nicht wie der Schwachkopf vermutet, aus Bedenken der Prüderie, sondern wieder nur um meiner Deutung zu entsprechen. Ganz gewiß jedoch hätte ich nicht die Unsauberkeit begangen, bloß das verwendete Wortmaterial abzudrucken, statt der vollständigen Absätze, denen ich es entnommen habe. Wie? Herr Ehrenstein verhöhnt diese Methode, zu »verkürzen«, zu »konzentrieren«? Aber er muß doch aus der Erfahrung, die er mit meiner Kunst, ein vorhandenes Werk umzugestalten gemacht hat, wissen, was er vor dem Sprachstoff der Luther-Übersetzung vergessen haben will: welche Bibelwunder entstehen, wenn ein Wort, das erst zwei Zeilen später kommt, hinaufgerückt und was dazwischen liegt gestrichen wird, wobei noch Luther vor ihm den Vorteil voraus hat, daß die Heiligkeit seines Textes neben meiner Komposition der Welt erhalten bleibt, während Herr Ehrenstein die Vergewaltigung seiner sämtlichen Manuskripte durch mich dankbar ertragen hat. Freilich könnte er sagen, daß ich, der ihm die schöpferische Gnade meiner Redaktion selbstlos zuwandte — wie jedem, der sie mir durch ursprüngliche Begabung zu verdienen schien – dennoch seinem Werk nicht meinen, sondern bloß seinen Namen vorgesetzt habe. Aber ich kann ihm versichern, Luther hätte sich's nicht gefallen lassen, sondern meine Namensfertigung der Originalität meiner Leistung angemessen befunden, und selbst die Aufklärung durch Herrn Ehrenstein hätte ihn nicht vermocht, in meiner Apokalypse die seine wiederzuerkennen, die doch auch bloß eine Nachschöpfung ist. Es ist wohl nur im Tollhaus des Literatentums möglich, daß der Jean Paul-Abschreiber, der sich damit rechtfertigen will, daß er der Abschreiberin sein Honorar ausbezahlt hat, mich in eben diesem Zusammenhang ein Hirn nennt, »das so tut, als verstände es nicht, daß die dichteste Gestaltung außerhalb ihres Gefüges wieder Rohmaterial wird und, sobald ein anderer Dichter sie empfängt, eine andere«. Das soll die Abschrift eines verschollenen Essays von Jean Paul rechtfertigen, aber keineswegs die Schöpfung eines Gedichts aus dem Vorstellungsbestand der Bibel! Herr Ehrenstein ist mir dahinter gekommen. Er war mir immer dahinter. Er kann mir dahinter bleiben! Nein, ich werde mit zwei Gefährten, einander wert in der Fähigkeit, die dichteste Wahrheit außerhalb ihres Gefüges als Lüge zu empfangen, kein liederliches Kleeblatt bilden. Doch was Ehrenstein angeht und sein Haßgetändel, so ist immerhin zugegeben, daß er einmal ein Wahrwort gesprochen hat, welches da lautet: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene«, und ich bin überzeugt, daß diese Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen wird!

Die Gefährten

Da ist mir im Juli-Heft der Fackel etwas Unangenehmes passiert, indem ich nämlich, dieweil ich einem andern eine Grube grub, selbst hineinfiel. Ja, dieses bekannte Experiment hat sich in einer so beispielmäßigen Weise an mir vollzogen, daß das Sprichwort geradezu von meinem Abenteuer abgeleitet scheint, das denn auch ganz gewiß in einer künftigen Fibel für Literaturbuben die zugehörige Illustration bilden wird. Daß daneben auch noch Hochmut vor dem Falle gekommen ist, versteht sich mehr minder von selbst und man wird schon sehen, wie kleinlaut ich geworden bin, nachdem der Bogen, der allzu straff gespannt war, zersprungen ist. Ich bin noch ganz verwirrt von den Ereignissen, die sich überstürzt haben, von der Enthüllung meiner Tat wie von jener Spannung, die einer Erleichterung drückenden Schuldbewußtseins weicht und fast einem Dankgefühl an die Nemesis, die mit der Sühne doch zugleich die Ordnung einer ethisch gerichteten Natur herstellt. Was ich getan habe, ist nur aus jener durch den Beifall meiner Anhänger genährten Eitelkeit zu erklären, die die Zügel verloren und gewähnt hat, sich vor einer literarischen Generation, die noch ein sittliches Gewissen hat, rein schon alles erlauben zu dürfen. Da war ich denn so unvorsichtig, einem jungen Mann, der, wie sich jetzt herausstellt, in durchaus selbstloser Weise der Verbreitung Jean Pauls dienen wollte, indem er für dessen Namen seinen eigenen über eine Arbeit Jean Pauls setzte, einen Vorwurf daraus zu machen, in völliger Unkenntnis seiner lauteren Absichten und auf den bloßen Augenschein hin, weil ich eben ein Werk Jean Pauls unter einem anderen Pseudonym gedruckt fand — und in demselben Heft, in dem ich den Fall erörterte und mich unterfing, ihn zum Maß der moralischen Verwahrlosung unseres Geisteslebens zu machen, bitte in demselben Heft — wenn es nicht wahr wäre, man würde es nicht für möglich halten — passiert es mir, daß ich unter dem Titel »Apokalypse« Verse zusammenstelle, von denen kaum mehr als höchstens 14 ganz von mir sind, während also die überwiegende Mehrzahl aus einem Wortmaterial hergestellt ist, das sich in der gleichfalls unter dem Namen Apokalypse bekannten Offenbarung Johannis unschwer nachweisen läßt und denn auch tatsächlich nachgewiesen wurde. Und zwar unwiderlegbar und an Hand einer tabellarischen Gegenüberstellung, ganz in der Art wie ich es soeben mit dem wohlgemeinten Versuch eines Jean Paul-Forschers unternommen hatte, der doch nichts getan hat als mit dem jedem Wiener Leser geläufigen Jean Paul die Unbildung einer Wiener Zeitschrift auf die Probe zu stellen. Dagegen ist es nunmehr festgestellt, daß ich, der ich doch nicht meine eigene Zeitschrift zu dupieren vorhatte, mit dem besten Erfolg auf die Bibelunkenntnis der Wiener Intellektuellen spekuliert habe, und diese sind nunmehr entschädigt durch eine literarische Sensation,

die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. Der Nachweis ist so verblüffend, daß der jetzt aufgeklärte Leser schon die Unbefangenheit erstaunlich genug finden muß, mit der ich nicht nur den Wortbestand der Bibel, sondern auch ohne die geringste Bemühung um einen neuen Tonfall ~~ungescheut~~ den biblischen übernommen habe, in der Hoffnung, man werde es nicht bemerken. War es mir aber schon zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Wort und Ton des neuen Testaments verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, vorsichtig zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« mir eine Deckung für die eigene Tat erhofft hatte. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Macht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen aufstrebenden Literaturdieb schützend beizustehn, sondern dem auch das Verdienst zuzuschreiben ist, einen Pharisäer entlarvt zu haben, der sich als Schriftgelehrten aufspielen wollte, der Mann, der mir dahinter gekommen ist, heißt Albert Ehrenstein, ein überaus witziger Kopf, der, wiewohl er seit Jahren meine Sprachschule schwänzen mußte, dennoch vom Mysterium der Wortes hingerissen ist und nicht umhin kann, sich bei Erwähnung des Verlags Strache momentan allerlei einfallen zu lassen, zum Beispiel ein »Strachom«, einen »Strachinogenuß«, einen »heiligen Strachomius«, ein »herostrachisches Mittel«, und der ehrlich bekennt, »die Witzgreisler zu hassen«, aber anderseits doch wieder sich hinreißen läßt und mich — buchstäblich — »krausam« und einen »Scharlachtan« nennt, den »Denunzius von Wien« oder einen »d'Ennunzio«, einen »Plagiarier«, einen »Hagiografen« (mit f), den Johannes ein »Podromedar«, einen Berg »Rosinai«, eine Stadt »korrupzionistisch« (mit z) und was dergleichen Unappetitlichkeiten mehr sind, vor denen es selbst den Herrn Ehrenstein graust, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt als zu behaupten, er hätte sich meiner polemischen Technik als eines abschreckenden Beispiels bedienen wollen. Nun möchte ich ja nicht leugnen, daß mein Stil, der sich selbst nur gefällt, während ich ihn schreibe, in den Händen seiner zahllosen Nachahmer und jener Imbezillen, die mir ihn heute in Liebesbriefen und morgen in Haßbroschüren nachwerfen, eines der grauslichsten Instrumente ist, deren man im jetzigen Geistesleben habhaft werden kann, und niemand beklagt mehr als ich selbst, daß er kein abschreckendes, sondern ein anziehendes Beispiel abgibt.

Niemand weiß besser als ich, daß mein Einfluß nur auf jene Art Jugend ein gesunder ist, die schweigen kann, während er unter jener, die schreiben muß, die verheerendsten und abscheulichsten Wirkungen verübt, da diese eben mein Schweigen, in dem sich meine stärkere Autorität ausspricht als in meiner Rede, nicht aushalten kann, sondern rebellisch wird. Aber so oft ich auch das Schauspiel erlebt habe, daß Mißgeborne, denen zur Sprache zu verhelfen ich von einem Fluch bestimmt worden bin und durch deren Ekstasen wie Invektiven hindurchzugehen mein Los ist, sich mit dem Alphabet, das ich sie gelehrt, an mir gerächt haben — das eine muß ich denn doch zur Ehre meines Stils sagen, daß die Witze des Herrn Albert Ehrenstein nicht von mir gestohlen sind, sondern im Gegensatz zu meiner Apokalypse, die tatsächlich von Johannes ist, sein Originalwerk. Da es aber wirklich geschehen kann, daß solcher Unflat, seiner selbst und aller Zeitnot spottend, in Druck und Papier umgesetzt wird; da es ein buchhändlerisches System gibt, das dem Bestreben, aus der Minderwertigkeit ein Geschäft zu machen, Vorschub leistet; da es wirklich so ehrvergessene Leser der Fackel gibt, die alles was deren Geist verleugnet, aber sich an den Namen ihres Herausgebers hängt, zusammenkaufen: so ist es leider Gottes auch immer von neuem nötig, eine Distanz wiederherzustellen, über die sich hausiererhafte Zudringlichkeit in der Literatur weit ungenierter als auf andern Gebieten des täglichen Bedarfs hinwegsetzt. Und so muß denn gesagt werden, ein rotes Umschlagblatt und Plakate, die da — namentlich in den fackelfreien Wiener Buchhandlungen, die es um keinen Preis sein wollen — unter der Aufschrift »Die Gefährten« die Namen Albert Ehrenstein und Karl Kraus in suggestiver Verbindung anbieten, sind eine Irreführung. Ich bin nicht der Gefährte des Herrn Albert Ehrenstein und eben weil ich es nicht bin, sind illae lacrimae, diese Kalauer entstanden, und die Verteidigung eines Diebstahls, die noch weit mehr für die Verlotterung der geistigen Ehre beweist als die Tat. Fern sei es von mir, eine Literatur, die nicht einmal die Kraft zur direkten Lüge hat, sondern anspielerisch jene ekelhafte Eingeweihtheit in die Affären des nächsten Kaffeehaustisches beim Leser voraussetzt, mit dem Ax hieb tatsächlicher Feststellungen erledigen zu wollen und als ein geistiges Milieu von tinterlhafter Esoterik eben den Umgang zu enthüllen, den ich nicht pflege, sondern davon nehme. Aber zu sagen ist, daß ich in einer Zeit, in der ich noch verurteilt war, literarische Charaktere und was immer sich daraus entwickeln möge, auszubrüten, auch Herrn Albert Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, die denkbar ausgiebigste Förderung habe angedeihen lassen. Selbstlos hatte ich mich durch Jahre hingegeben, Abend für Abend, aller schon mitgebrachten Ermüdung zum Trotz, stumm gezückte Manuskripte stumm übernommen und durchfrisiert, wiewohl ich wußte, daß ich dem Autor mit dem Dreck auch einen Teil seiner Eigenart nahm. Freigeworden, mußte sie sich rächen. Man kann mir das Grauen nachfühlen, daß ich mein ganzes Leben hätte gezwungen sein sollen, Ehrenstein zu redigieren. Trotzdem möchte ich noch heute,

4

wiewohl er von meiner Anerkennung in jeder Hinsicht den übelsten Gebrauch gemacht hat, nicht leugnen, daß er im finstersten Ghetto des Geisteslebens eine schärfer umrissene Figur bildet als manche Sonnenmorize, die von der Natur des Dranges überhoben sind, ihrem Schicksal Steine nachzuwerfen und infolgedessen als Journalisten eher Verwendung finden können als Herr Albert Ehrenstein. Dazu verdammt, ein Genie zu bleiben, ohne es zu sein, hatte er seine Berufung mit einer kleinen Prosaarbeit verausgabt, über die hinaus es ihm immer wieder nur gelingen könnte, die von jeder Produzierkraft entblößte Persönlichkeit des Tubutsch zu produzieren. Was das für Leben und Umgang bedeutet, kann der Kenner dieser Gestalt ermessen, deren Anlagen man doch nur dann dem Schutz des Publikums empfehlen kann, wenn sie künstlerisch bewältigt sind, und an deren bis auf Widerruf freiwillig eröffnetem Abgrund man lieber vorbeigeht. So auch ich. Den Typus, der mit dem Rücken zur Tür das Zimmer verläßt, konnte ich, einmal für allemal gestaltet, wie jeden andern als literaturfähig gelten lassen, aber ihm in seinem persönlichen Gehaben nicht die Fähigkeit zu Literatur und Verkehr zuerkennen, und er rechtfertigt nun das Mißbehagen, indem er es mit jener polemischen Haltung quittiert, die sich bei jedem Schlag gleich die Wange zuhält und Witze ~~von sich gibt~~, nach deren Empfang man sich zwar nicht verbinden, wohl aber kratzen muß. Sie entspringen einem gordischen Weichselzopfe des Denkens, den es ein Leichtes wäre mit einem Abfahren! oder Nichts zu handeln! zu durchhauen. Aber der Leser ist leider durch den Tonfall eines Geschreis so leicht verführt und durch eine mitofferierte Beilage so leicht verblendet, daß es schon nötig ist, die willige Kundschaft, die nur mit ihrem Geld und guten Glauben und nicht wie der Betroffene auch mit ihrer Person herhalten muß, auf den Schwindel aufmerksam zu machen. Denn es gibt keinen Schwindel, der heute seine Wirkung verfehlte, selbst wenn er der namenlosen Dummheit entstammt, eben das zu enthüllen, was zutage liegt, und ein Plagiat anzuklagen, dessen Wesen und Wert darin besteht, eines zu sein. Herr Ehrenstein zerreißt sich in Stücke, weil ich dadurch, daß ich die aus einer politischen Welt geschöpfte Vision vom Untergang an einer neuen Zeitwende erstehen ließ, »das erlauchte Wort der heiligen Schrift geschändet und verstümmelt habe«, und er will »das von einem Politikus eingejochte Flügelpferd des unsterblichen Propheten« um jeden Preis befreien. Aber indem er nebst Kulka Johannes und Luther gegen mich schützt,

wobei man schwanken mag, ob ihm der heilige Geist oder die Reliquie stagelgrüner aufliegt, läßt er sich zu Taten hinreißen, die die Überprüfung seiner geistigen, aber auch seiner sittlichen Befugnis bedenklich nahelegen könnten. Denn wenn wir schon darüber rechten wollen, ob ich mit einer Silbe dem Heiligtum nahegetreten bin oder durch das Zitat einer politischen Prophetie, das als Motiv der Fackel deren Lesern so bekannt ist wie diese selbst, die von Herrn Ehrenstein behütete »Urmacht des heiligen Hauches utilitaristisch Zeittendenzen nutzbar gemacht habe«, und wenn schon ein »Donnerwort des Johannes« mich nicht gehemmt hat, so weiß ich nicht, ob just den Blitzen des Herrn Ehrenstein überzeugende Kraft beizumessen sein wird. Es wird Herrn Ehrenstein, der schon das Nachsprechen des heiligen Worts als Sakrileg empfindet und der zu einem Schutz des Bibelgutes gegen meinen Zugriff vielleicht gegenüber meinem »Gebet an die Sonne von Gibeon« berufen gewesen wäre, schwerlich gelingen, seine Mission zugunsten des neuen Testaments zu beglaubigen. Zumal wenn er an einen Exegeten geraten sollte, der sich der Ehrenstein-Worte erinnert, worin »eine ungemein starke Abneigung gegen Jesus Christus« einbekannt wird, für den »eine unverdient kräftige Reklame getrieben« werde, was allerdings vom Standpunkt eines rezensionsgierigen Literaten höchst beklagenswert ist. Aber ein Bekenntnis von einer unmenschlichen Ehrfurchtlosigkeit, wie sie vielleicht noch nie auf Papier exhibitioniert wurde, so daß es vollständig zu zitieren gar nicht möglich ist, wäre ein Einzelfall und noch kein Zeitdokument, wenn der Bekenner nicht identisch mit jenem Eiferer wäre, der sich vor meiner frivolen Schändung der heiligen Schrift bekreuzigt, mit jenem Gütigen, der mir, ausgerechnet, zu Demut und Nächstenliebe zuredet. Aber ist denn nicht auch der Scherzbold, der mich einen »alten Klassikaner« nennt, identisch mit jenem Ehrfürchtigen, der auf einem Widmungsblatt »dem Menschen und Herausgeber der Fackel dankt, Karl Kraus, den Klassiker, in tiefster Verehrung grüßt, so gut er konnte«? Er konnte gut. Er ist mir jetzt dahinter gekommen, aber er hat es immer gut können. Heute erkennt Herr Ehrenstein noch an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschritte gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Stilkunst an seinen Manuskripten zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommener, reiner,

6

Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die hundert Verse »Apokalypse«, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, dennoch von mir wäre, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich behaupte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein Gefährte bestohlen hat, und er täte nun gut, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angeflogen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Worte aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er tadelt jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt — aus der Übersetzung des van Ess sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht einen Augenblick von der Ahnung beschlichen, daß es eben jene Arbeit, nein, nur ein Teil jener Arbeit war, auf die ich stolz bin und die ich am liebsten selbst neben dem Gedicht publiziert hätte, um dem Leser zu zeigen, daß zwischen den Worten Johannis, deren verkündete Unantastbarkeit Herr Ehrenstein als eine künstlerische mißversteht, und meiner Leistung ein Sprachraum durchmessen ist, in dem rund hundert Gedichte von Ehrenstein Platz haben, und zwischen dem politischen Erlebnis jener Prophetie und dem ihrer Anwendung auf unsern Zeitinhalt hundert Einfälle eben dieses Denkers durchrutschen können. Ich kann sagen, der Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung ist ihm gelungen, und zwar so sehr, daß ich ihn wegen Beleidigung verklagen würde, wenn er mir ihn schuldig geblieben wäre. Hätte freilich ich statt seiner ihn zu erbringen gehabt, so wäre ich noch weiter gegangen und hätte dargetan, daß ich selbst dort, wo ich von Luther abwich, nicht aus mir geschöpft habe, sondern aus dem andern Übersetzer, so zum Beispiel auch, wenn ich die Könige mit der Babylonierin

buhlen statt huren lasse, aber nicht wie der Schwachkopf vermutet, aus Bedenken der Prüderie, sondern um meiner Deutung zu entsprechen. Ganz gewiß jedoch hätte ich nicht die Unsauberkeit begangen, bloß das verwendete Wortmaterial abzudrucken, statt der vollständigen Absätze, denen ich es entnommen habe. Wie? Herr Ehrenstein verhöhnt diese Methode, zu »verkürzen«, zu »konzentrieren«? Aber er muß doch aus der Erfahrung, die er mit meiner Kunst, ein vorhandenes Werk umzugestalten gemacht hat, wissen, was er vor dem Sprachstoff der Luther-Übersetzung vergessen haben will: welche Wunder entstehen, wenn ein Wort, das erst zwei Zeilen später kommt, hinaufgerückt und was dazwischen liegt gestrichen wird, wobei noch Luther vor ihm den Vorteil voraus hat, daß die Heiligkeit seines Textes neben meiner Komposition der Welt erhalten bleibt, während Herr Ehrenstein die Vergewaltigung seiner sämtlichen Manuskripte durch mich dankbar ertragen hat. Freilich könnte er sagen, daß ich, der ihm die schöpferische Gnade meiner Redaktion selbstlos zuwandte — wie jedem, der sie mir durch ursprüngliche Begabung zu verdienen schien — seinem Werk nicht meinen, sondern dennoch bloß seinen Namen vorgesetzt habe. Aber ich kann ihm versichern, Luther hätte sich's nicht gefallen lassen, sondern meine Namensfertigung der Originalität meiner Leistung angemessen befunden, und selbst die Aufklärung durch Herrn Ehrenstein hätte ihn nicht vermocht, in meiner Apokalypse die seine wiederzuerkennen, die doch auch bloß eine Nachschöpfung ist. Es ist wohl nur im Tollhaus des Literatentums möglich, daß der Jean Paul-Abschreiber, der sich damit rechtfertigen will, daß er der Abschreiberin sein Honorar ausbezahlt hat, mich in eben diesem Zusammenhang ein Hirn nennt, »das so tut, als verstände es nicht, daß die dichteste Gestaltung außerhalb ihres Gefüges wieder Rohmaterial wird und, sobald ein anderer Dichter sie empfängt, eine andere«. Das soll die Abschrift eines verschollenen Essays von Jean Paul rechtfertigen, aber keineswegs die Schöpfung eines Gedichts aus dem Vorstellungsbestand der Bibel! Herr Ehrenstein ist mir dahinter gekommen. Er war mir immer dahinter. Er kann mir dahinter bleiben! Nein, ich ~~mag~~ mit zwei Gefährten, einander wert in der Fähigkeit, die dichteste Wahrheit außerhalb ihres Gefüges als Lüge zu empfangen, kein liederliches Kleeblatt bilden. Doch was Ehrenstein angeht und sein Haßgetändel, so ist immerhin zugegeben, daß er einmal ein Wahrwort gesprochen hat, welches da lautet: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene«, und ich bin überzeugt, daß diese Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen wird!

Der Gott des Lachens

Der mir gelungene Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung läßt aus einem Hausiererbinkel, das von Ethos geballt ist, noch die Ankündigung eines weiteren »pädagogischen Versuchs« herauslugen, eines »witzigen Idylls«, das, wie wir erfahren, den Respekt meiner Anhänger vor mir »herabgemindert hätte«, dessen Veröffentlichung aber »vorläufig« unterblieben sei. Sie dürfte überflüssig sein, da, wie ich höre, Gottseidank ohnehin schon viele meiner Anhänger durch die Evidenz meines Plagiats abspenstig geworden sind, und für die übrigen von meinem weiteren publizistischen Verhalten abhängen, von dem ich aber beteuern kann, daß es seinerseits durchaus unabhängig ist, nämlich von Ankündigungen wie Erfüllungen, von der Rücksicht auf mein Nervenwohl oder meine Bequemlichkeit und selbst von der Möglichkeit, daß Herr Sonnenschein in einer Prager Räteregierung das Ressort: Handel übernimmt und Herr Ehrenstein in Wien den Kultus, oder sonst irgendeiner kosmischen Veränderung in der zeitgenössischen Literatur. Und wenn sich die Rebellion der Impotenzen, die sich am Satzbau austobt und darum naturnotwendig mit mir, an mir auseinandersetzen muß, zu einer solidarischen Kundgebung des Schleimes aller Literaturzentren gegen mich entschließen sollte und wenn die Wiener Buchhändler so klug wären, nicht nur den Beweis, daß ich die Bibel benützt habe, in ihre Schaufenster zu hängen, sondern ~~diese~~ ausschließlich mit allen Läusen in meinem Pelz statt mit diesem selbst zu schmücken, so werde ich — und dies ist die einzige Drohung, zu der ich mich entschließen könnte — höchstens zu dem Mittel greifen, das seit dem seligen Kerr das alttestamentarische Wunder der Ausrottung bewirkt hat: abzudrucken. Denn es ist ein Geheimnis der Vorbestimmung, daß eben die Literatur, die ehedem nur in meinem Druck gelebt, dann unter meinem Druck gelitten hat, wieder in meinem Druck eingehe, und es kommt der Tag, wo sich ~~auch~~ die Kretins, die heute mit Buchhändlerzuschlag ~~auch~~ die Enthüllung kaufen, daß ich die Fackel herausgebe, betrogen fühlen werden, da es sich herausstellen wird, daß es wahr ist und daß sie sichs eigentlich immer schon gedacht haben. Gäbe es Staatsanwälte, die den Literaturbetrug ernst nehmen, so wären die Schaufenster der modernen Buchhandlungen zur Halbscheit leer. Mindestens würden sie auf die Aufklärung des Widerspruchs dringen,

warum dem geistigen Konsumenten, der doch in den meisten Fällen unwürdig ist, für einen schlecht geschriebenen Nachweis, daß ich die Offenbarung Johannis benützt habe, dreißig Kronen abgenommen werden sollen, aber für jenes Heft der Fackel, aus dem sie es selbst ersehen können und das in seinem dreimal stärkeren Umfang viel bessere Aufschlüsse über das Wesen des Plagiats enthält, nur zehn, und sie würden höchstens die fackelfreien Buchhandlungen, die dem Publikum die Erkenntnis, daß ich Sätze aus der Apokalypse entnommen habe, nicht direkt zugänglich machen können, straflos ausgehen lassen. Dagegen haben sie von gesetzeswegen die Möglichkeit, in dem folgenden Fall einzuschreiten:

Schutz des Urheberrechtes § 53:

Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkehr zu setzen, oder wer wissentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insofern nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.

Die Strafe des Vergehens ist 100 fl. bis 2000 fl. an Geld oder Arrest von einem bis zu sechs Monaten.

Des Vergehens, ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen zu versehen, wäre ich — wenigstens nach meiner Auffassung von der schöpferischen Veränderung, die ein fremdes Manuskript durch meine Redaktion, ja schon durch den Druck der Fackel erlebt — hinreichend oft schuldig geworden, wenn mir auch die Absicht zu täuschen hätte nachgewiesen werden können. Daß das österreichische Urhebergesetz eben diesen wie insbesondere den umgekehrten Fall, wo einer ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen versieht, auch dort, wo kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, also der Autor schon länger als dreißig Jahre tot ist, und selbst gegen Autoren, die noch nicht dreißig Jahre leben, vorgesehen hat, habe ich nicht gewußt, als ich den Aufsatz „Ein neuer Mann" schrieb, und somit dem Gesetzgeber Unrecht getan. Auch in einer andern tatsächlichen Bemerkung enthält der Aufsatz einen Irrtum, auf den ich durch das folgende Schreiben aufmerksam gemacht werde:

Wien, am 9. August 1920.

Sehr geehrter Herr!

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Ihnen den wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie durch Ihren Aufsatz »Ein neuer Mann« im Juliheft der »Fackel« auf das Plagiat aufmerksam gemacht haben, das Herr Georg Kulka in die Blätter des Burgtheaters einzuschmugeln verstanden hat.

In der Anlage finden Sie eine Abschrift der von der gefertigten Direktion gegen Georg Kulka erstatteten Strafanzeige.

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Sie schließlich darauf aufmerksam zu machen, daß in Ihrem Aufsatze ein allerdings durchaus begreiflicher Irrtum enthalten ist. Auf Seite 65, Abschnitt 3, 2. Zeile, sprechen Sie von den »staatlichen subventionierten Blättern des Burgtheaters«. Die gefertigte Direktion gestattet sich mitzuteilen, daß die Blätter des Burgtheaters nur für das erste im Selbstverlage herausgegebene Heft einen Zuschuß von Seite der Verwaltung des Hofärars erhalten haben, daß aber seit der Übernahme des Verlages durch die Firma Strache diese für die gesammten Kosten der Zeitschrift aufkommt. Die gefertigte Direktion würde es dankbar begrüssen, wenn Sie in einer Ihnen geeignet scheinenden Form die Leser der »Fackel« von dem Inhalt dieses Schreibens in Kenntnis setzen wollten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Direktion des Burgtheaters.

3 c

Wie die Tat immer beurteilt werden möge, als mildernd muß in Betracht kommen, daß der »Reinertrag« der Verteidigung, der mindestens als Ertrag nachweisbar wäre, der »ersten Jean Paul-Ausgabe« zufließen soll, während ich, dem bekanntlich »Rosa Luxemburg eine Konjunktur ist«, schon durch den Umstand, daß ich so viele Literaturgeschäfte ermöglicht habe, verdächtig bin, selbst eins zu haben. Warum neide ich's dann jenen? »Er gönne Ruhe den Unruhigen«, mahnt Ehrenstein, der seinen Nächsten liebt wie sich selbst, »und lasse Geist werden an ihrem Platz die Schwämme, bis sie platzen«. Denn die Schwämme hätten am liebsten, daß man einen Schwamm drüber über zur Tagesordnung schritte, anstatt zu beklagen, daß der Staat sich nicht darum schert, wenn die Kultur sich im Blätterwald den Tod holt. Der Gefährte des Herrn Ehrenstein, der mich mit Verwendung meines Wortes »Richter und Henker« nennt, weil ich seine Methode, Jean Paul in die Literatur zu bringen, unstatthaft fand, schildert die Kämpfe, die er um seinen Autor mit Verlegern und Editoren, die er unvordringlich, doch unablässig ermahnte, zu bestehen hatte, bis es ihm endlich gelang, eine Abschrift aus den Paragraphen 32, 33 und 40 der »Vorschule der Ästhetik« in Verbindung mit seinem Namen unter dem Titel »Der Gott des Lachens« zur Veröffentlichung zu bringen. Oder vielmehr, wie er es ausdrückt, »durch seinen höchst anonymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung zu bringen«. Oder, wie es in einer Berichtigung heißt: »Es ist unwahr, daß Kulka das aus Jean Paul abgeschriebene Kapitel mit vollem Namen gezeichnet hat. Wahr ist vielmehr, daß die von Georg Kulka der Redaktion der ‚Blätter des Burgtheaters' anonym vorgelegte Abschrift aus Jean Pauls »Vorschule der Ästhetik«, unter seinem höchst anonymen Autornamen gestellt, es zu verdanken ist, daß Jean Pauls Gedanken über den Humor öffentlich und wirksam wurden.« (Wobei es übrigens auch wahr ist, »daß die Öffentlichkeit, soweit sie von dem Tatbestand Kenntnis hat, die Partei Georg Kulkas ergriffen hat«.) Der Gott des Lachens hätte sein Vergnügen an dieser Version, denn er würde fragen, warum Herr Kulka, um Jean Paul zu helfen, nicht lieber ein Pseudonym für Kulka gewählt hat, wenn schon das für Richter die Aufnahme der Arbeit nicht sichern konnte. Herr Kulka behauptet, daß ich ihn verleumdet habe, und legt Wert auf die Feststellung, daß er nicht »seit«, sondern »vor etlichen

4a

Jahren« der Verehrende, ich aber »der Dankende« war. Selbstverständlich lege ich die Verehrung, die ich bis in den Herbst 1919 erstreckt hatte, dankend nieder. Er spricht heute von der »Tintenspur meiner Nadererhände« und ich will den Gott des Lachens nicht in Versuchung mit den Dokumenten bringen, in denen sich mir die Tintenspur des Herrn Kulka offenbart hat, ehe ich seine Abschreiberhände zu fassen bekam. Er veröffentlicht eine Erklärung einiger Literaten und anderer Komödianten, die ihm beim Ehrenstein attestieren, aber nur ihr Mißverständnis eines Satzes von mir beweisen. Ferner erfahren wir, daß eine Abschreiberin das Honorar für die Abschrift empfangen hat; sie heißt Schreibstein. Dann erfolgt eine Kundgebung eines Mannes, der behauptet die Lage zu kennen, die »Wortdiarrhöe Krausens ridlkül« zu finden, und daß bereits die Sache für ihn erledigt sei. Der Mann, der bei dieser Gelegenheit in die Literatur eintritt und dessen Name zum erstenmal genannt wird, hat sich ihn gemacht. Jedenfalls auch ein neuer Mann, von dem man vorläufig nicht mehr erfährt, als daß er, wie es aus dem Datum hervorzugehen scheint, den Sommer in Unterach verbracht hat. Hierauf behauptet Kulka, der nun fein heraus ist, daß ich, »der nur die Unversehrtheit seines eigenen Besitzes respektiert wissen will«, in einer seiner Dichtungen »wie ein Horthybandit gehaust« habe, wobei ihm nicht einmal der Witz einfällt, daß es, da es sich um die Dichtung »Budapest, 1. Mai 1919« handelt, bloß eine tragische Konsequenz sei. Aber er tut mir Unrecht. Ich habe an die Korrektur seiner Zitate die erdenklichste Mühe gewendet und selbst geschildert, was ich alles zu reparieren hatte, da der Setzer bloß an der Hand meines unleserlichen Manuskripts und ohne das Leitseil eines Sinner

ganz andere expressionistische Wendungen gesetzt hatte. Daß schließlich bei der allergrößten Sorgfalt »Formenverhülltes« statt »Formenerfülltes« stehen geblieben ist, wodurch der Grundgedanke zum Glück nicht gelitten hat, muß entschuldigt werden, und daß hinter dem Titel einer Dichtung ein Punkt steht, hat gewiß kein Leser bemerkt, der ja sogar darauf eingestellt war, ihn hinter einem Und zu lesen. Kulka findet freilich, daß mir, der »nie ein Gedicht, sondern im Gegenteil Worte in Versen geschrieben hat«, die Beziehung zum Wort mangle. So belehrt er mich, daß seine Bezeichnung Gottes als eines »wunden Zwergs« nichts mit Ehrenstein zu tun habe, der im Gegenteil Gott »wunderstümmelt . . totengroß« daliegen läßt, und daß das Wort »steil«, dessen Verbindung mit allem, was von Natur nicht steil ist, ich den Literaturbuben verübelt habe, zwei Jahrhunderte alt ~~ist~~. Sodann meint Kulka, er unterscheide sich von mir »durch die Genügsamkeit, keiner Waschzettelangestellten zu bedürfen«. Was oder wen er damit meint, ist jedoch undurchsichtig wie ein Vers von ihm und nur so viel ist klar, daß dahinter irgendetwas maßlos Unanständiges verborgen sein muß, ganz in der Linie dieser Literaturjungen, die für alles eher verantwortlich gemacht werden können als für das, was ~~sie unter ihnen kann drucken lassen.~~ Sollte seine Behauptung, daß er nicht »Lektor des Verlags Strache« sei, auf Wahrheit beruhen, so könnte die Strafanzeige des Burgtheaters, die ihn unter dieser Adresse anführt, die Ermittlung der richtigen ersparen. ~~Seither spricht~~ er die Wahrheit, wenn er meine Berufung auf den Stil des »achtzehnten« Jahrhunderts durch die Feststellung korrigiert, daß das Werk Jean Pauls am 16. Juli 1804 beendet wurde und somit tatsächlich schon ins neunzehnte Jahrhundert gehört. Ebenso treffend — und dem Gott des Lachens ein Labsal — erscheint die Angabe, daß er durch ein im Plagiat sorgfältig angebrachtes Kryptogramm »den Namen des Schöpfers in die entlehnte Schöpfung wieder eingefügt« habe. Nämlich durch die »Erwähnungen J o h a n n (Nestroys) und P a u l (Baudicks) mit dem im Hinaus auf Strindbergs Advent verborgeneren R i c h t e r«. Der letztere ist tatsächlich verlogener als die anderen und selbst ein Kenner von Strindbergs Advent dürfte erst durch Kulka auf die ~~feine~~ Absicht aufmerksam geworden sein. Indes ist vielleicht Kulka selbst erst nachträglich darauf gekommen, was für ein ~~feiner~~ Streich ihm da gelungen ist, wobei nur bedauerlich bleibt, daß Jean Paul Friedrich Richter nicht Johann heißt oder vielmehr Nestroy nicht Jean und für den Friedrich sich überhaupt keine Analogie gefunden hat, so daß eigentlich nur die Reklame für den Paul resultiert. Leider war Kulka durch »eine Kette technischer Umstände« gezwungen, es bei diesem kryptogrammatischen Bekenntnis bewenden zu lassen«.

das freilich, um das Pech voll zu machen, der Natur der Sache entsprechend nicht so offen zu Tage liegt wie seine grammatischen Neckereien. Er wollte aber »ein offenes Eingeständnis törichter Leidenschaft samt einer tätigen Reue« — als die man sich nur die Unterlassung jeder literarischen Tätigkeit vorstellen könnte — dem elften Heft der ‚Blätter des Burgtheater' vorbehalten, an dem mitzuarbeiten ihm Herr Ehrenstein, ein Kenner besserer Gelegenheiten, so sehr verübelt. »Nun ists zu spät«; denn ich bin dazwischengetreten und wie jener behauptet, weil ich vorzeitig durch Zwischenträgereien, von dem Plan etwas für Jean Paul zu tun erfahren hatte. Unverständlich wie so vieles bleibt dabei der Vorsatz, tätige Rede zu üben für etwas, dessen man sich nicht zu schämen hat und was als eine Tat der »Selbstverleugnung« (in einem Privat-Manifest) gerühmt wird während man freilich bisher geglaubt hat, daß es sich um einen Akt von Jean Paul-Verleugnung handelt. Er habe, ersehen wir nun, dabei »seine Namenlosigkeit aufs Spiel gesetzt«, während man freilich bisher geglaubt hat, sein Vergehen sei im Gegenteil darin begründet, daß er Jean Paul unter seinem Namen veröffentlicht habe. Aber all dies wird nicht imstande sein, über meine Plagiate hinwegzutäuschen. Denn ich habe nicht bloß wie Ehrenstein bewiesen hat, die Offenbarung Johannis benützt, sondern auch — und da ist mir Kulka dahinter gekommen — Rückert. Wieder ist der Nachweis ~~erwidert~~ — rechts und links, ganz in meiner Art, zu überblicken:

Karl Kraus	**Rückert**
Die Weisheit des Brahmanen	Sprüche und Widersprüche
Man lebt nicht zweimal, und wie groß ist deren Zahl, Die leben auf der Welt auch einmal nicht einmal.	Man lebt nicht einmal einmal.

Ein artiges Qui proquo, versteht sich. Aber es sitzt. Es kommt eben alles heraus. In mehr als zwanzig Jahren habe ich so etwa fünfhunderttausend Zeilen geschrieben, von denen man — bis auf die Apokalypse — bisher geglaubt hat, sie seien alle von mir. Muß es mir einfallen, damals als ich Sprüche und Widersprüche schrieb, die Weisheit des Brahmann, die mir bis dahin unbekannt war, aufzuschlagen und zu schauen, ob ich mir nicht noch eine Zeile herausschinden kann. Zehn Jahre sind seither verflossen und ich hatte mich schon wirklich in Sicherheit gewiegt. Kulka sagt in seinem Manifest, ich habe diese »verwandten Gedankengänge durch keine Demut je gesühnt«. Das ist hart. Kulka irrt. Der nächsten Auflage wollte ich ein offenes Geständnis sammt einer tätigen Reue vorbehalten. Nun ist es zu spat. Vergebens wäre mein Bemühen, der literarischen Welt zu beweisen, daß meine fünf Worte besser und überhaupt etwas anderes sind als die zwei schlechten Verse Rückert. Mir bliebe höchstens die Ausrede, daß ~~mir nichts anderes übrig blieb, als~~ durch meinen höchst anonymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung zu bringen, weil ich durch Jahre ~~mit~~ Verlagen und Editoren unvordringlich, doch unablässig einen Kampf für Rückert geführt habe. Und doch könnte ich schwerlich beweisen, daß ich meinen Rückert so in der Westentasche habe wie Kulka seinen Jean Paul. Er hat um mich vollends zu schlagen, eine Beziehung Jean Pauls zu einem Regierungsrat Kraus entdeckt, der »für den Nachdruck geschrieben hatte« und mit dem trotzdem Jean Paul »niemals wieder etwas zu tun haben wollte«. Die Analogie mit mir ist also auffallend. Ich könnte nichts ähnliches ~~im~~ Rückert finden. Dagegan schwöre ich beim Gott des Lachens, daß dieser bei Jean Paul selbst vorkommt und zwar — ein Jean Paul-Forscher wird es bestätigen — in § 26 der ihm speziell bekannten »Vorschule der Ästhetik« unter »Definitionen der Lächerlichen«:

> daß das Lächerliche aus einer unschädlichen Ungereimtheit entstehe. Aber weder die unschädliche der Tiere noch der Wahnsinnigen ist komisch, noch die größten ganzer Völker sind's, z. B. die der Kamtschadalen, welche ihren Gott Kulka seinen eigenen gefrornen Unrat für eine Schönheitsgöttin der Liebe vor dessen Auftauen halten lassen.

In Nr. 521/530 und Nr. 544/545 wurde über die Angelegenheit des unbefugten Nachdrucks aus der Fackel berichtet, den sich das Blatt ‚The Word' im Haag, angestiftet von der Berliner ‚Deutschen Montagszeitung', und über den Raub, den sich diese erlaubt hatte. Die pazifistische holländische Zeitung — Krieg ist Krieg, aber Blaf ist Blatt — hat auf das Ersuchen vom 16. November 1919, zehn Gulden den deutsch-österreichischen Kriegsbeschädigten zuzuwenden, die Quelle des Nachdrucks nachzutragen und den störendsten Druckfehler zu korrigieren, nicht geantwortet, und ein juristischer Zwang zur Erfüllung dieser begreiflichen Wünsche war untunlich. Auch das Berliner Blatt hat auf das Schreiben vom 12. Februar 1920 nicht reagiert, in diesem Falle war aber sowohl die Strafanzeige wie die Zivilklage möglich. Der Stand der Angelegenheit ist nun der Folgende:

Berlin, den 14. Mai 1920.

Auf Vorladung erscheint Kurt Emil Pabst und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, zu Protokoll:

Ich bestreite, mich strafbar gemacht zu haben. Vor dem Nachdruck des Artikels habe ich den p. Kraus in einem Briefe um die Nachdruckerlaubnis gebeten und ihm geschrieben, daß ich mit seiner Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von ihm eingehe. Da von ihm keine Antwort kam, mußte ich sein Einverständnis voraussetzen.

Er verlangte später Nachdruckshonorar, daß ich bei dem Verlag der Montags-Zeitung angewiesen habe. Sollte der Betrag noch nicht abgeschickt worden sein, so werde ich die sofortige Absendung veranlassen.

v. g. u.
gez. Curt Pabst gen. Weisse
g. w. v.
beglaubigt gez. Standke, Krim.
Wachtmeister 3573 — Halleschestr. 22
gez. Unterschrift
Sekretär

Wien,

22. Juni 1920.

Ich habe niemals ein Schreiben des Beklagten erhalten, worin er um die Nachdruckserlaubnis bittet und mitteilt, daß er mit dieser Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von mir eingeht. Ein solcher ablehnender Bescheid von mir ist nur deshalb bei ihm nicht eingegangen, weil bei mir nie eine Bitte um Erlaubnis eingegangen ist. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich die Erlaubnis des Nachdrucks und gar eines solchen ohne Quellenangabe, der mich als Mitarbeiter der Zeitung des Beklagten erscheinen läßt, ganz entschieden verweigert. Hätte der Beklagte einen Brief mit der praktischen Klausel, daß er aus dem Schweigen auf die Zustimmung schließe, wirklich geschrieben, so müßte er dies durch Vorlage eines Aufgabescheines beweisen können. Aber selbst dann würde, da die Post meine Empfangsbestätigung nicht vorzulegen vermöchte, die Tatsache eines Briefes, der aus meinem Schweigen ein Recht ableitet — auch eingeschriebene Sendungen können ja in Verlust geraten —, das Verschulden des Beklagten keineswegs aufheben. Ich bin jedoch überzeugt, daß er einen solchen Brief nie abgeschickt hat, weder eingeschrieben noch auch uneingeschrieben, was, wäre es der Fall und hätte der Beklagte dafür Zeugen oder eine Kopie als Beweis dafür, daß der Brief geschrieben wurde, völlig irrelevant wäre, da der Absender sich mindestens hätte vergewissern müssen, ob ich den Brief auch erhalten habe. Es wird den Beklagten nicht gelingen, mehr als mein Schweigen zu beweisen, das ich zugebe, das aber ausschließlich aus meinem Nichtwissen um den Plan des Beklagten zu erklären ist. Hätte ich auch nur eine Ahnung gehabt, so wäre ich ihm ganz gewiß in den Arm gefallen.

Ebenso unzulänglich wie die Post scheint auch die seinem Einfluß doch noch zugänglichere Administration des Beklagten zu funktionieren. Er will auf mein Verlangen das Nachdruckshonorar »angewiesen« haben und es ist, was er erst aus der Zustellung der Klage erfuhr, nicht abgeschickt worden. Das heißt: der Beklagte nimmt selbst dies nicht als ganz sicher an, sondern räumt die Möglichkeit ein und will die Absendung veranlassen, falls der längst angewiesene Betrag noch nicht abgeschickt wäre. Aber wie ich überzeugt bin, daß der Beklagte nie einen Brief an mich geschrieben hat, so bin ich überzeugt, daß er nie sein Nachdruckshonorar angewiesen hat, das ich auch bis heute, fünf Wochen nach der Vernehmung des Beklagten, nicht erhalten habe. Wenn er dies nunmehr nachträgt, so hat er nur einen Teil meines Begehrens erfüllt und sein Unrecht nur teilweise gutgemacht, da ich ja auch die ausdrückliche Erklärung in seiner Zeitung verlangt habe, daß er unter dem von ihm gewählten Titel »Aufbau« keinen Originalbeitrag, sondern einen widerrechtlichen Nachdruck ohne Quellenangabe veröffentlicht hat.

Gesch. No. 72. C. 260. 20
3

In Sachen des Schriftstellers Karl Kraus in Wien, Hintere Zollamtstraße 9

Klägers

gegen den Schriftsteller Kurt Papst Weisse in Berlin, Königgrätzerstraße 40/41

Beklagten

hat das Amtsgericht Berlin-Mitte, Abtlg. 73 durch den Amtsgerichtsrat Wunderlich für Recht erkannt:

Der Beklagte wird verurteilt, an den Kläger Mk. 200·— (zweihundert Mark) nebst 4% Zinsen seit 15. Dezember 1919 zu zahlen.

Die Kosten des Rechtsstreits werden dem Beklagten auferlegt. Dieses Urteil ist vorläufig vollstreckbar.

gez. Wunderlich

Vorstehende Ausfertigung wird dem Kläger zum Zwecke der Zwangsvollstrekung erteilt.

Berlin, den 24. Juni 1920.

gez. Unterschrift
Gerichtsschreiber des Amtsgerichts.

Da an den Berliner Rechtsanwalt 100 Mark bezahlt wurden, ist dem Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten der Betrag von 428·47 Kronen überwiesen worden.

521 – 530 (?)

In Nr. 521/530 und Nr. 544/545 wurde über die Angelegenheit des unbefugten Nachdrucks aus der Fackel berichtet, den sich das Blatt ‚The Word' im Haag, angestiftet von der Berliner ‚Deutschen Montagszeitung', und über den Raub, den sich diese erlaubt hatte. Die pazifistische holländische Zeitung — Krieg ist Krieg, ~~aber~~ Blatt ist Blatt — hat auf das Ersuchen vom 16. November 1919, zehn Gulden den deutsch-österreichischen Kriegsbeschädigten zuzuwenden, die Quelle des Nachdrucks nachzutragen und den störendsten Druckfehler zu korrigieren, nicht geantwortet, und ein juristischer Zwang zur Erfüllung dieser begreiflichen Wünsche war untunlich. Auch das Berliner Blatt hat auf das Schreiben vom 12. Februar 1920 nicht reagiert, in diesem Falle war aber sowohl die Strafanzeige wie die Zivilklage möglich. Der Stand der Angelegenheit ist nun der folgende:

Berlin, den 14. Mai 1920.

Auf Vorladung erscheint Curt Emil Pabst und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, zu Protokoll:

Ich bestreite, mich strafbar gemacht zu haben. Vor dem Nachdruck des Artikels habe ich den p. Kraus in einem Briefe um die Nachdruckerlaubnis gebeten und ihm geschrieben, daß ich mit seiner Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von ihm eingehe. Da von ihm keine Antwort kam, mußte ich sein Einverständnis voraussetzen.

Er verlangte später Nachdruckshonorar, das ich bei dem Verlag der Montags-Zeitung angewiesen habe. Sollte der Betrag noch nicht abgeschickt worden sein, so werde ich die sofortige Absendung veranlassen.

v. g. u.
gez. Curt Pabst gen. Weisse
g. w. v.
beglaubigt gez. Standke, Krim.
Wachtmeister 3573 — Halleschestr. 22
gez. Unterschrift
Sekretär

In Nr. 521—530 und Nr. 544/545 wurde über die Angelegenheit des unbefugten Nachdrucks aus der Fackel berichtet, den sich das Blatt ‚The Word' im Haag, angestiftet von der Berliner ‚Deutschen Montagszeitung', und über den Raub, den sich diese erlaubt hatte. Die pazifistische holländische Zeitung — Krieg ist Krieg, aber Blatt ist Blatt — hat auf das Ersuchen vom 16. November 1919, zehn Gulden den deutsch-österreichischen Kriegsbeschädigten zuzuwenden, die Quelle des Nachdrucks nachzutragen und den störendsten Druckfehler zu korrigieren, nicht geantwortet, und ein juristischer Zwang zur Erfüllung dieser begreiflichen Wünsche war untunlich. Auch das Berliner Blatt hat auf das Schreiben vom 12. Februar 1920 nicht reagiert, in diesem Falle war aber sowohl die Strafanzeige wie die Zivilklage möglich. Der Stand der Angelegenheit ist nun der folgende:

Berlin, den 14. Mai 1920.

Auf Vorladung erscheint Curt Emil Pabst und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, zu Protokoll:

Ich bestreite, mich strafbar gemacht zu haben. Vor dem Nachdruck des Artikels habe ich den p. Kraus in einem Briefe um die Nachdruckerlaubnis gebeten und ihm geschrieben, daß ich mit seiner Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von ihm eingehe. Da von ihm keine Antwort kam, mußte ich sein Einverständnis voraussetzen.

Er verlangte später Nachdruckshonorar, das ich bei dem Verlag der Montags-Zeitung angewiesen habe. Sollte der Betrag noch nicht abgeschickt worden sein, so werde ich die sofortige Absendung veranlassen.

v. g. u.
gez. Curt Pabst gen. Weisse
g. w. v.
beglaubigt gez. Standke, Krim.
Wachtmeister 3573 — Halleschestr. 22
gez. Unterschrift
Sekretär

DIE FACKEL

Wien, 22. Juni 1920.

Ich habe niemals ein Schreiben des Beklagten erhalten, worin er um die Nachdruckserlaubnis bittet und mitteilt, daß er mit dieser Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von mir eingeht. Ein solcher ablehnender Bescheid von mir ist nur deshalb bei ihm nicht eingegangen, weil bei mir nie eine Bitte um Erlaubnis eingegangen ist. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich die Erlaubnis des Nachdrucks und gar eines solchen ohne Quellenangabe, der mich als Mitarbeiter der Zeitung des Beklagten erscheinen läßt, ganz entschieden verweigert. Hätte der Beklagte einen Brief mit der praktischen Klausel, daß er aus dem Schweigen auf die Zustimmung schließe, wirklich geschrieben, so müßte er dies durch Vorlage eines Aufgabescheines beweisen können. Aber selbst dann würde, da die Post meine Empfangsbestätigung nicht vorzulegen vermöchte, die Tatsache eines Briefes, der aus meinem Schweigen ein Recht ableitet — auch eingeschriebene Sendungen können ja in Verlust geraten —, das Verschulden des Beklagten keineswegs aufheben. Ich bin jedoch überzeugt, daß er einen solchen Brief nie abgeschickt hat, weder eingeschrieben noch auch uneingeschrieben, was, wäre es der Fall und hätte der Beklagte dafür Zeugen oder eine Kopie als Beweis dafür, daß der Brief geschrieben wurde, völlig irrelevant wäre, da der Absender sich mindestens hätte vergewissern müssen, ob ich den Brief auch erhalten habe. Es wird dem Beklagten nicht gelingen, mehr als mein Schweigen zu beweisen, das ich zugebe, das aber ausschließlich aus meinem Nichtwissen um den Plan des Beklagten zu erklären ist. Hätte ich auch nur eine Ahnung gehabt, so wäre ich ihm ganz gewiß in den Arm gefallen.*)

Ebenso unzulänglich wie die Post scheint auch die seinem Einfluß doch noch zugänglichere Administration des Beklagten zu funktionieren. Er will auf mein Verlangen das Nachdruckshonorar »angewiesen« haben und es ist, was er erst aus der Zustellung der Klage erfuhr, nicht abgeschickt worden. Das heißt, der Beklagte nimmt selbst dies nicht als ganz sicher an, sondern räumt die Möglichkeit ein und will die Absendung veranlassen, falls der längst angewiesene Betrag noch nicht abgeschickt wäre. Aber wie ich überzeugt bin, daß der Beklagte nie einen Brief an mich geschrieben hat, so bin ich überzeugt, daß er nie ein Nachdruckshonorar angewiesen hat, das ich auch bis heute, fünf Wochen nach der Vernehmung des Beklagten, nicht erhalten habe. Wenn er dies nunmehr nachträgt, so hat er nur einen Teil meines Begehrens erfüllt und sein Unrecht nur teilweise gutgemacht, da ich ja auch die ausdrückliche Erklärung in seiner Zeitung verlangt habe, daß er unter dem von ihm gewählten Titel »Aufbau« keinen Originalbeitrag, sondern einen widerrechtlichen Nachdruck ohne Quellenangabe veröffentlicht hat.

K. K.

*) Wozu nachträglich noch gesagt sei, daß selbst der empfangene, aber nicht beantwortete Brief kein Recht des Absenders begründen würde, das eben nur auf der positiven Zustimmung beruht. Zum Abschluß des Vertrags genügt der einseitige Vorschlag keineswegs. »Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt« bedeutet kein Rechtsverhältnis.

Gesch. No. 72. C. 260. 20
3

In Sachen des Schriftstellers Karl Kraus in Wien, Hintere Zollamtstraße 3

Klägers

gegen den Schriftsteller Kurt Papst Weisse in Berlin, Königgrätzerstraße 40/41

Beklagten

hat das Amtsgericht Berlin-Mitte, Abtlg. 73 durch den Amtsgerichtsrat Wunderlich für Recht erkannt:

Der Beklagte wird verurteilt, an den Kläger Mk. 200·— (zweihundert Mark) nebst 4% Zinsen seit 15. Dezember 1919 zu zahlen.

Die Kosten des Rechtsstreits werden dem Beklagten auferlegt. Dieses Urteil ist vorläufig vollstreckbar.

gez. Wunderlich

Vorstehende Ausfertigung wird dem Kläger zum Zwecke der Zwangsvollstrekung erteilt.

Berlin, den 24. Juni 1920.

gez. Unterschrift
Gerichtsschreiber des Amtsgerichts.

Da an den Berliner Rechtsanwalt 100 Mark bezahlt wurden, ist dem Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten der Betrag von 428·47 Kronen überwiesen worden. } Conzer.

Ersatz

Die im »Verlag der Schriften« erschienenen Ausgewählten Gedichte enthalten:

Vallorbe / Aus jungen Tagen / Vor einem Springbrunnen / Zwei Läufer / Verwandlung / Wiese im Park / Abschied und Wiederkehr / Grabschrift / Zwei Soldatenlieder / Vision des Erblindeten / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Gebet / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Flieder / Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / Fahrt ins Fextal / Als Bobby starb / »Alle Vögel sind schon da« / Jugend / An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Vor dem Einschlafen / Der Ratgeber / Bekenntnis / Der Reim / Der Irrgarten / Memoiren / Sehnsucht / Auferstehung / Verlöbnis / Phantasie an eine Entrückte / Wollust / An eine Falte / Halbschlaf / Suchen und Finden / Furcht / Ich habe einen Blick gesehn / Grabschrift für ein Hündchen / An den Schnittlauch / Mit der Uhr in der Hand / Absage / Der sterbende Soldat / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Gebet an die Sonne von Gibeon / Landschaft / Der tote Wald / Zum ewigen Frieden / Es werde Licht / Der Siebenschläfer / Die Schwärmer / Rückkehr in die Zeit / Traum vom Fliegen / Slowenischer Leierkasten / Vor dem Schlaf / Bange Stunde / Leben ohne Eitelkeit / Magie / Traum / Der sterbende Mensch / Unter dem Wasserfall.

In Nr. 551, S. 10 ist anstatt ‚wirklich, mit' zu lesen: *wirklich mit* (ohne das Komma).

Ebenda, S. 15 vorletzte Verszeile anstatt ‚versündigt,': *versündigt* (ohne das Komma).

7. Zeile von unten

In Nr. 508—513, in der Rede am Grabe Peter Altenbergs S. 9, Z. 3, ist statt »jenen«: *jenem* und (leider auch im Sonderabdruck) S. 10, Z. 3 v. u. statt »daß«: *das* zu lesen.

In Nr. 514—518, S. 23, Z. 4 u. 5. v. u. statt »Bühne des des Deutschen«: *Bühne des Deutschen;* S. 26, Z. 12 v. u. statt »Feldherrn«: *Feldherren.*

In Nr. 521—530, S. 57, Z. 15 v. u. statt »jenen«: *jene.*

In Nr. 531—543, S. 44, Z. 7, statt »Januar«: *Februar;* S. 54, Z. 3 v. u. statt »christlichsozialen«: *christlichsozialen.*

In Nr. 546—550, S. 36, Z. 13 v. u. statt »ihm«: *ihnen*; S. 52, Z. 20, ist die Reihenfolge der Worte »Abwärtsdrängen« »Aufwärtsdrängen« umzukehren.

In Nr. 551, S. 10 ist anstatt ‚wirklich, mit' zu lesen: *wirklich mit* (ohne das Komma).

Ebenda, S. 15 vorletzte Verszeile anstatt ‚versündigt,': *versündigt* (ohne das Komma).

10, S. 23, Z. 12, statt »abgetakelt«: abgetakelt;

Mittlerer Konzerthaussaal, 3. Oktober 1920, halb 7 Uhr:

I. Vorbemerkung / Die letzten Tage der Menschheit: Szenen aus der Buchausgabe [Manuskript]: Der Optimist und der Nörgler (Prognosen) / Am Ballplatz / Wagenknecht, Sedlatschek und Hans Müller [neu bearbeitet; Nebenfiguren: Ein Fiaker, Eine Prostituierte, Mendel Singer, Sieghart, Ein Mann, der sich bückt, um einen Zigarrenstummel aufzuheben] / Eine unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellte Fabrik / Kastelruth / Der Optimist und der Nörgler (Man darf nicht generalisieren) / Winter in den Karpathen. — Brief von Rosa Luxemburg [mit Vorbemerkung]. — Baracke in Sibirien (Szene). — Heimkehr und Vollendung.

II. Dichterschule. — Die Gefährten [Manuskript]. — Apokalypse. — Während der Somme-Schlacht (Szene). — Inschriften: Prestige. Der Funktionär. Umsturz. Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Wohnungswechsel. — Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe).

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für verschiedene Wohlfahrtszwecke.

Auf dem Programm:

Wer zu der heutigen Vorlesung zu spät kommt und dadurch die Anwesenden stört, liest auch diese Anmerkung zu spät und wird deshalb erst das nächste Mal zurechtkommen. Dagegen ist auch innerhalb der heutigen Vorlesung noch Zeit genug, denjenigen zu warnen, der etwa die Absicht hat, die Anwesenden am Schlusse zu stören, indem er den Saal verläßt, um mit der Garderobe wiederzukehren. Gegen solche, die gar mitten in der Vorlesung die Anwesenden stören wollten, würden sich diese selbst zu schützen wissen.

Vorbemerkung:

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«, vielfach verändert und vermehrt, habe ich in diesem Sommer vollendet, sie befindet sich im Druck und wird vor dem neuen Jahr erscheinen, wenn nicht inzwischen ihr Inhalt seine Fortsetzung in unser Leben findet, ihr Blut sich nicht auf die Gasse ergießt und sich nicht bis dahin Ereignisse zutragen, die abzuwenden oder herbeizuführen der Wahl jedes Menschen in Wien anheimgestellt ist. Gebe Gott, daß die Dummheit der Wiener Zeitungsleser nicht an die Ehrlosigkeit der Wiener Zeitungen heranreift und der dumme Kerl von Wien, der nichts gelernt, aber alles vergessen hat, doch nicht in den meisten Wiener Häusern wohnt und uns dem Schicksal ausliefert, in unserem entkräfteten Zustand uns wieder die Gut- und Blutegel ansetzen zu lassen! Lieber in der Republik verhungern, als in einem Kaiserreich das gleiche tun! Denn ich bin zwar überzeugt, daß die Geistigkeit der Leser der Reichspost der Verlockung durch eine Restauration der Habsburger nicht so sehr wegen der Habsburger als wegen der Restauration erliegen würde. Aber es wird eine Täuschung sein!

Vorbemerkung:

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«, vielfach verändert und vermehrt, habe ich in diesem Sommer vollendet, sie befindet sich im Druck und wird vor dem neuen Jahr erscheinen, wenn nicht inzwischen ihr Inhalt seine Fortsetzung in unser Leben findet, ihr Blut sich nicht auf die Gasse ergießt und sich nicht bis dahin Ereignisse zutragen, die abzuwenden oder herbeizuführen der W a h l jedes Menschen in Wien anheimgestellt ist. Gebe Gott, daß die Dummheit der Wiener Zeitungsleser nicht an die Ehrlosigkeit der Wiener Zeitungen heranreicht und der dumme Kerl von Wien, der nichts gelernt, aber alles vergessen hat, doch nicht in den meisten Wiener Häusern wohnt und uns dem Schicksal ausliefert, in unserem entkräfteten Zustand uns wieder die Gut- und Blutegel ansetzen zu lassen! Lieber in der Republik v e r h u n g e r n, als in einem Kaiserreich das gleiche tun! Denn ich bin zwar überzeugt, daß die Geistigkeit der Leser der Reichspost der Verlockung durch eine Restauration der Habsburger nicht so sehr wegen der Habsburger als wegen der Restauration erliegen würde. Aber es wird eine Täuschung sein!